.germ.
208
53

~~[illegible] p. 17.~~

P. O. germ. 1208.

(153

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
179[illegible]

Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter.

Hundert und Ein und Fünfzigsten Theils

Zweyter Band.

Niemeyers Philotas.

Mit allerhöchst=gnädigst Kaiserlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Philotas.

Ein Versuch
zur
Beruhigung und Belehrung
für Leidende
und
Freunde der Leidenden.

Dritter Theil.

Carlsruhe,
bei Christian Gottlieb Schmieder.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die Leser.

Ob wohl mehrere Materialien zu diesem dritten Theil schon seit längerer Zeit vorräthig lagen, so machten es doch eine Menge andrer Arbeiten, die mir fast nur abgebrochne Stunden zum Schreiben übrig lassen, unmöglich, sie früher mitzutheilen. Um so dankbarer muß ich es erkennen, daß man nach einem Zeitraum von fast zehn Jahren, wo ich den zweyten Theil lieferte, noch meine Versuche im Andenken behalten und mich häufig an ihre Fortsetzung erinnert hat.

Da es durchaus nicht meine Absicht war, etwas vollständiges oder innerlich zu-

sammenhängendes über die Materie von den Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens zu schreiben — am wenigsten itzt, wo es gar nicht mehr an Schriften dieser Art fehlt — so habe ich auch in diesem Theil die Wahl der Gegenstände, vornehmlich von den Gelegenheiten abhangen lassen, die sich darboten Leidende zu beobachten, oder Leidenden nützlich zu werden. Die, von denen schon in den vorigen Theilen öfter die Rede war, so wie die, worauf in den Trostschriften gemeiniglich am meisten Rücksicht genommen zu werden pflegt, übergieng ich lieber ganz, um Wiederholungen zu vermeiden. Desto mehr bemühte ich mich auf gewisse Hauptbedürfnisse unsers Zeitalters Rücksicht zu nehmen. Es sey mir dabey erlaubt nur nochmals zu erinnern, daß ich eben sowohl den Zweck hatte, für Freunde der

Leidenden, als für Leidende selbst zu schreiben, aus welchem Gesichtspunct man einige Aufsätze beurtheilen muß, um sie nicht zu trocken oder zu speculativ zu finden. Ich glaubte die Ursach so manches unglücklich gewählten Trostes in dem großen Mangel an richtiger Einsicht und Beurtheilung des wahren Zustandes leidender Menschen zu finden, und wünschte darin, wo möglich, einigen Mängeln abzuhelfen.

Wenn es übrigens geschickter macht, mit den Bekümmerten zu reden, wenn man selbst bekümmert war, so habe ich wenigstens von dieser Seite seit meinen ersten Versuchen, noch einiges gewonnen. Man wird es mehrern Situationen anmerken, daß sie nicht blos in meiner Phantasie waren, sondern daß das Herz noch etwas nähern Antheil daran nahm. Ich habe manches erfahren, was ich sonst nur an andern

wahrgenommen hatte; ich habe in manchen sehr trüben Stunden das Bedürfniß des Trostes inniger fühlen gelernt. Ich habe unvergeßliche Todte beweint, und manche Thränen werden erst dann trocknen, wenn das weinende Auge gebrochen ist.

Inhalt.

Inhalt.

Ueber Genuß, Entbehrung und Duldungskraft. = = = S. 5
Ueber Selbsttäuschung im Zustande der Leiden. = = = 20
Ueber Trost und Beruhigung. = 43
Beylage. Gesammelte Nachrichten von Sulzers letzten Stunden. = = 54
Das Irrenhaus. Philotas an ***. 76
Br. v. M. *** an Philotas. Ueber den Verlust seiner Gattin. = = 111
Antwort. = = = 119
An *** bey dem Verlust seiner Tochter von N *. = = = 125
An Philotas.
Unzufriedenheit mit sich selbst, mit dem engen Würkungskreis ꝛc. = = 129
Antwort. = = = 135
Arete an Philotas.

Klagen einer Mutter über den Mangel religiöses Sinnes bey ihren Kindern. S. 144
Antwort. = = 147
Philotas an seine Kinder bey einer Blatternepidemie. = = 158
Das Buch der Schicksale. = = 165
An Philotas.
Geständnisse einer Unbekannten aus ihrer Ehe. Klagen über Mangel an Glück bey der Verbindung mit einem an sich achtungswürdigen Gatten. = = 183
Antwort. = = 192
Der Pfirsichbaum. Für Eltern und Erzieher. = = 215
An Arete, die über widrige Schicksale seufzte. 236
Ueber den Luxus als Veranlassung verminderter Lebensfreuden. = = 243
Ueber die Gleichgültigkeit gegen die Welt als Folge harter Schicksale. = 254
Erinnerungen an Abgeschiedne = 260

Ueber Genuß, Entbehrung und Duldungskraft.

Wenn Genuß des Lebens und seiner Freuden noch immer seltner ist als man erwarten sollte, so scheint das wenigstens nicht die Schuld derer zu seyn, die durch Rede und Beyspiel am meisten auf das Zeitalter würken. Es ruft ja alles zum Genuß auf; es spricht ja alles der trübsinnigen Grübeley Hohn. Die Philosophie, wenn sie gefallen soll, muß sich in das Gewand der Freude kleiden, und man erlaubt der Religion höchstens dann weiter zu reden, wenn sie sich erst sorgfältig genug verwahrt hat, nicht mit einer Freudenhasserinn ver-

wechselt zu werden. Wenn denn ja vormals der Gedanke, als verbiete Weisheit und Religion den Genuß der Welt, diesen und jenen um manchen froheren Augenblick gebracht haben sollte, so hat dies wenigstens aufgehört Fehler des Zeitalters zu seyn.

Ich zweifle auch nicht, daß in einzelnen Gesellschaften und für einzelne Menschen, die mildere Sittenlehre, die Tochter einer echten Aufklärung, den Genuß der schuldlosen Freuden des Lebens vermehret hat. Gerade die besseren Menschen, denen ernstlicher daran lag, die Bestimmung ihres Daseyns nicht zu verfehlen, legten sich und den Ihrigen Entbehrungen auf, die keine Pflicht von ihnen forderte, die sie sich selbst zur Pflicht machten, weil sich eine gewisse Aengstlichkeit ihrer Seele bemächtigt hatte, die jeden Augenblick fürchtete dem mißfällig zu werden, dem sie allein gefallen wollten. Kaum daß sie sich die Freuden der

Natur rein zu genießen erlaubten; sie meinten immer, es könne sich hinter ihnen etwas verbergen, das man gleich einem süßen aber tödtenden Gift zu fürchten hätte. Was Kunst und Geschmack hervorgebracht hatte, dünkte sie höchstens so lange schuldlos, als es unmittelbar auf Förderung frommer Empfindungen abzweckte. In jeder andern Beziehung waren ihnen Künste und Wissenschaften nur Dienerinnen der Eitelkeit. Dieser Mißverstand ist seltner geworden, die Tugend und Frömmigkeit ist nicht mehr an Zurückgezogenheit und Trübsinn allein kenntlich. Die Freuden der Unschuld haben Eingang gefunden, wo man sie sonst unfreundlich abwies, und so haben eben die Menschen, die des Genusses des Lebens am werthesten sind, endlich angefangen dieses Lebens froher zu werden.

Aber auch diese allein sind seiner froher geworden. Alle andre Vermehrung der Lebensfreuden ist nur scheinbar. Ohne die be-

schützende Tugend wird ihr Genuß schädlich, und bringt um die Kraft, die Widerwärtigkeiten, die nie ausbleiben, getrost und standhaft zu ertragen. Ist dies gegründet, so ist zu fürchten, daß bey der Auflösung sittlicher Grundsätze, die bey so vielen unserer Zeitgenossen eingetreten ist, der Gewinn an Fröhlichkeit nur scheinbar, vielleicht nur die Betäuschung ist, die Eckel und Ueberdruß zur unausbleiblichen Folge hat.

Wenn die Menschen würklich froher und glücklicher werden sollen, so müssen sie auch die Uebel des Lebens leichter ertragen lernen. Haben sie dies gelernt? Und wodurch haben sie es? Laßt uns einen unbefangnen Blick auf den Geist des Zeitalters werfen.

Der Theil der menschlichen Gesellschaft, von dem hier zunächst die Rede seyn kann, weil auf ihn jener Geist am meisten gewürkt hat — der Mittelstand hat gewiß gewonnen an Verfeinerung der Lebensart, an Bildung

dung des Geschmacks, an Aufklärung des Verstandes! Ob an Duldungskraft, das mag fürs erste unentschieden bleiben. Wir wollen erst sehen, was jener entschiedne Gewinn für diesen unentschiednen vermuthen läßt.

Unsre Sittenverfeinerung hat, so wie die Bildung des Geschmacks, das unstreitige Gute, daß sie manche Anlage der menschlichen Natur ausgebildet, manche Kraft in Thätigkeit gesetzt, und den Menschenumgang milder und geschlifner gemacht hat. Ihr sind wir es schuldig, daß in unsern Wohnungen, bey unsern Mahlzeiten, in unsern Vergnügungen, nicht bloß Fülle, Ueberfluß und Pracht herrscht, sondern daß sich auch die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Menschen nicht ganz vergessen fühlen, daß die edleren Sinne mehr Befriedigung, daß die Einbildungskraft mehr Nahrung findet, und daß selbst der gröbere Genuß durch die Hülfe der Kunst

eine Art von Veredlung gewonnen zu haben scheint. *)

Aber ob nun gerade diese Verfeinerung nicht auch Weichlichkeit zur Folge gehabt hat, und ob es wohlthätig ist, bey der Bildung des heranwachsenden Menschengeschlechts sie unaufhörlich zum Hauptzweck zu machen? Es kann doch nicht fehlen, daß wer immer unter Blumen liegt, von dem immerhin balsamischen Duft benebelt wird, und daß dem, der immer auf Seide ruht, zuletzt selbst die Falte des seidenen Bettes unerträglich wird.

Denkt euch einen Sterblichen, der unaufhörlich von allem, was die Kunst und der Geschmack schönes und reizendes hervorgebracht hat, umgeben wäre. Laßt in seiner

*) Sofern dadurch auch der Luxus allgemeiner geworden und gestiegen ist, hat die Sittenverfeinerung ohnstreitig den Lebensgenuß wieder vermindert. Davon weiter unten in einem eignen Aufsatz.

seiner Wohnung, in seinen Gärten alle Künste um den Preis ringen. Laßt ihn unter hohen Schattengängen dem Sonnenstrahl trotzen, kühle Grotten die heißesten Sommertage in Frühlingsmorgen verwandeln, frische Quellen ihn in Schlaf rauschen, so oft er ermüdet, und dann unter dem Duft aller Blumen der Jahrszeit wieder erwachen, um aus dem Tempel der Natur in den Tempel der Kunst zu gehen, und da im Anschauen großer Werke zu schwelgen. Das hieße doch sehr viel haben, was den Genuß des Lebens erhöht, und dessen sich noch immer der vernünftige Mensch nicht schämen dürfte. Und doch — wie lange meint ihr, daß dieser glückliche Sterbliche wahrhaftig glücklich seyn, oder daß die Erinnerung an dieses Zaubermahl des Lebens gegen die Stürme der Widerwärtigkeit aushalten würde? Ach! ich fürchte eine kurze, kurze Zeit!

Denn,

Denn, sagt mir doch selbst, die ihr immer zuerst fragt, ob die Dinge auch schön sind, ob die Oberfläche auch den Sinnen gefällt und der Einbildungskraft angenehme Bilder zuführt — sagt mir doch selbst, ob durch die Gewöhnung, nur in diesen Dingen Werth zu finden, die wahre Schätzung derselben gefördert wird? Ob es nicht vielmehr Verwöhnung ist, wenn wir nie durch die Außenseite hindurchschauen lernen, und uns am Ende Theatergold für echtes Gold verkaufen lassen? Sagt mir, ob die höchste Geschmacksverfeinerung der Seele Kraft und Stärke giebt, auch das Ungemach, dem wir doch nicht entgehen können, zu ertragen, und ob es endlich weise gehandelt sey, den Menschen, der die Kunst zu entbehren unter der unveränderlichen Bedingung seiner Menschheit so nöthig hat, nur in der Kunst zu genießen Unterricht zu geben?

Doch dafür soll vielleicht die Aufklärung sorgen! Der Verstand lernt durch sie begreifen, daß es nicht möglich ist immer auf Rosen zu gehen, und daß es vernünftiger wäre sich geduldig dem unvermeidlichen Schicksal zu unterwerfen, als sich ungeduldig unter einer Herrschaft zu krümmen, die man doch nicht abwenden kann. Diese Aufklärung hat, fährt man fort, sichtbar zugenommen. Die Menschen sind klüger geworden. Ein ganzer Schwarm von Vorurtheilen hat dem hellen Licht weichen müssen, und dadurch hat besonders der Aberglaube, der von jeher nicht wenig Antheil an der Furchtsamkeit der Menschen hatte, eine mächtige Stütze verlohren. Die Menschen zittern weniger unter den Leiden, weil sie weniger in ihnen die aufgehobne Hand der Allmacht sehen, die sie zu strafen gerüstet ist, und man hört sie im Unglück den Himmel seltner mit Klagen bestürmen, weil sie wissen, daß sie doch dadurch in

dem Lauf der Dinge nichts ändern werden.

Wenn es auch gegründet wäre, daß sich diese Aufklärung schon so weit verbreitet hätte als man vorgiebt, so fürchte ich doch, daß sie allein nicht im Stande seyn möchte, das zu ersetzen, was die Verfeinerung oder Verweichlichung den Menschen an Kraft geraubt hat. Aber selbst jenes dürfte schwer zu beweisen seyn. Selten bilden sich die Empfindungskräfte mit den Kräften des Verstandes in gleichen Verhältnissen aus. Selten läßt das Studium, das man darauf wendet, das Leben genußreicher zu machen, und allen Sinnen Vergnügen zu verschaffen, Zeit genug übrig, die Vernunft eben so eifrig zu ihrer angebohrnen Würde zu erhöhen, und ihr alle die Würksamkeit zu verschaffen, der sich jede andre unterordnen sollte. Das Wohlleben verträgt sich eben so gut mit der Unwissenheit, mit dem Aber-

glauben und der Schwärmerey als das Gegentheil davon, die willige Entbehrung aller Lebensfreuden, und die Absonderung von allem was reizt und gefällt. Und so möchte man sich sehr betrogen finden, wenn man in dem Schooß des Ueberflußes die Weisheit am sichersten zu finden glaubte.

Doch, auch abgesehen davon, kommt es noch sehr darauf an, welcher Art diese Aufklärung ist. Der Name macht die Sache nicht, und ihn sehr oft im Munde führen, heißt ja noch lange nicht, sie selbst besitzen.

Es ist eine gemeine aber noch immer zu wiederholende Bemerkung, daß halbe Aufklärung des Verstandes, oft in eben dem Grade gefährlich für die Ruhe und für die Tugend des Menschen werden kann, als wahre vollendete Aufklärung wohlthätig ist. Jene nimmt ihm so viel, ohne ihm Ersatz zu geben. Diese erstattet reichlich, was sie

zu nehmen scheint. Jene möchte alles aus seiner Natur reissen, was ihr bloß durch Gewohnheit und Alterthum geheiligt scheint, oder wovon etwa Mißbrauch gemacht ist. Diese geht mit dem, was Bedürfniß der menschlichen Natur zu seyn scheint, schonend und zart um, und sorgt nur dafür, daß es veredelt und von allem fremden Zusatz gereinigt werde.

Diese letzte Art der Aufklärung ist wahrlich noch sehr selten! Desto häufiger mag die erste seyn. Und so darf es uns nicht befremden, wenn sie zur Zeit der Noth gleich einer treulosen Freundin zurücktritt, oder so manchen mitten in dem Labyrinth von Zweifeln ohne Leitung läßt, in das sie ihn geführt hat. Irre an dem Glauben an eine höchste alles regierende, alles wohlmachende Vorsehung, irre an dem milden Trost, welchen die Religion der Christen giebt, irre an den allberuhigenden Hoffnungen einer Zukunft, die jedes Räthsel

lösen werde, entwöhnt von der Erhebung des Herzens zu dem unsichtbaren Helfer, schaut der Leidende vergebens nach etwas umher, das ihn stärke zum Dulden und Kraft gebe zum Entbehren. Hat noch überdies Verwöhnung durch langen sinnlichen Genuß, Schwelgerey in den Freuden des Lebens, die nur verweichlichen, die Seele geschwächt, und sie von aller Selbstbeherrschung zurückgebracht, so erwartet man umsonst Muth und Ausdauren, wo beydes Noth thut, um den Schlägen des Schicksals nicht zu unterliegen.

Darin haben gewiß viele unsrer Vorfahren das itzige Geschlecht übertroffen. Sie mögen weniger aufgeklärt gewesen seyn; sie waren auch weniger verweichlicht, und selbst das, was man Mangel an hellen Begriffen nennen mag, war unschädlich für sie. Die Wahrheit, die ihren immerhin ein wenig sinnlichen und groben Ideen zum Grunde lag, würkte, weil sich kein Zweifel gegen sie empörte, ungleich mächtiger. Die Schaale,

worin ihr edler Keim lag, war rauh, aber es begegnete ihnen, weil sie darum unbekümmert blieben, auch nicht, daß die Politur den Keim verletzte.

Kam es vielleicht daher, daß man unter jungen kraftvollen Männern noch nicht die Niedergeschlagenheit wahrnahm, die man itzt so oft bemerkt? Nicht den Unmuth bey jedem mißlungnen Plan, nicht die Unzufriedenheit mit der Welt und allen ihren Einrichtungen und Verfassungen, nicht die Arbeitscheu so bald es Schwierigkeiten zu überwinden gab, nicht die Trostlosigkeit im Unglück, die öfter als vormals in Verzagtheit und wohl gar, bey dem Gefühl der Ohnmacht zum Widerstehen, in Ueberdruß des Lebens ausgeartet ist?

Wir können das alles nicht ändern — dies weiß ich sehr wohl. Ich verkenne auch nicht die Vorzüge der Zeit und weiß, daß selbst diese Erhöhung der Cultur, diese Erweiterung der Einsicht in den großen Plan der

Vor=

Vorsicht gehört. Aber so viel dünkt mich ergiebt sich daraus, daß wir, wenn die Kunst zu entbehren und die Kraft zu dulden nicht immer seltner werden soll, auf unsrer Hut seyn müssen, daß uns und die wir lieben, die feinere Sinnlichkeit nicht zu sehr verstricke, der Hang nach Vergnügen nicht zu mächtig feßle, Streben nach Aufklärung nicht um den Genuß der gefundnen und erkannten Wahrheit bringe, und mit der Erhöhung unsrer Geisteskräfte nicht der Friede des Herzens verlohren gehe, ohne welchen keine wahre Glückseligkeit gedenkbar ist. Wir wollen, wie ein geistvoller Schriftsteller sagt, immer mehr missen lernen was die Erde giebt und nimmt, und immer mehr genießen, was die Erde nicht nehmen und nicht geben kann.

Ueber Selbsttäuschung im Zustande der Leiden.

Leiden und Widerwärtigkeiten bringen den Menschen in einen Zustand, der von dem gewöhnlichen abweicht. Der guten Tage sind in jedem Menschenleben weit mehr als der bösen. Eben darum befremdet es so sehr wenn man unglücklich ist, und scheint so natürlich wenn es geht wie man wünscht, daß es immer gehe.

Ungewöhnliche Zustände der Seele erschweren die Beobachtung, eine ungewöhnliche Krankheit das Urtheil des Arztes. Am wenigsten kennt man in solchen Zuständen sich selbst. Das wunderbare Gemisch von Gedanken und Gefühlen, die, gleich den Träumen des Fieberkranken, die Seele durchkreuzen, macht uns irre an uns selbst. Wir heben ein Gefühl, das gerade das leb-

haftestе ist, heraus, und geben unserm ganzen Zustande den Namen, der bloß der Empfindung des Augenblicks gegeben werden sollte.

Diese Selbsttäuschung ist nicht ohne bedeutende Folgen. Sie kann uns oft den Zustand, der ohnehin schon traurig ist, noch trauriger machen. Sie kann aber eben so oft, und vielleicht noch öfter, die wohlthätigen Eindrücke, welche Leiden auf uns machen könnten, vermindern, und den Nutzen, der von ihnen für Tugend und Besserung zu hoffen wäre, vernichten.

Vielleicht finden in der Fortsetzung auch dieser Betrachtungen, einige Leidende und Freunde der Leidenden Beruhigung oder Belehrung.

I.

Am häufigsten vermehrt Selbsttäuschung das Gewicht unsrer Leiden, wenn die Seele durch widrige Schicksale oder durch den Druck

des zerrütteten Körpers unfähig geworden ist, so gar gegen sich selbst gerecht zu seyn. Grübelnd in den Ursachen der itzigen Leiden, findet sie so leicht in sich selbst, was sie außer sich, oder wenigstens in den allgemeinen Einrichtungen der endlichen Natur finden sollte. Bewahrte sie auf eine erleuchtete Religionserkenntniß vor dem Wahn, der in jedem Uebel, das uns trift, die Strafen der Gottheit sieht, so ist sie doch leicht geneigt, das natürliche Folge selbstverschuldeter Fehler zu nennen, was vielleicht mit ihnen nicht in dem entferntesten Zusammenhange steht, oder schon darum nicht stehen kann, weil sie diese Fehler nie begiengen. Aus diesem Grübeln entstand so oft schon die finstre Melancholie, die kein Zuspruch des Freundes, selbst kein Trost der Vernunft zu erhellen im Stande ist, und die Vorbothin der Verzweiflung werden kann, in welcher die Seele endlich unter der Last ihrer Leiden erliegt, und kein Mittel mehr für unerlaubt hält sich Luft zu machen.

Wie oft sind die besten Menschen das Opfer dieser Täuschung geworden! Wie oft hat die mißverstandne Frömmigkeit selbst in diese Labyrinthe geführt!

„Schon in meinen reiferen Jünglingsjahren — so erzählte mir einst ein erfahrner Mann, der noch eben zu rechter Zeit den Gefahren dieses Zustandes entgangen war — schon in meinen Jünglingsjahren war ich einst nahe daran, an Gott und an der Menschheit zu verzweifeln. Bewahrt vor allen den Ausschweifungen und Thorheiten, in die ich mehr als einen Gespielen meiner Jugend verfallen sah, war ich meinen Weg sicher fortgewandelt; hatte tugendhaft gelebt, obwohl wenig von Tugend gesprochen, hatte die Vorschriften der Religion geübt, ohne mich gerade durch äußere Religiosität auszuzeichnen. Meine Gesundheit hatte bisher unerschütterlich geschienen. Itzt fieng sie, seit einem unbedeutend scheinenden Zufall, an, wankend

zu werden. Um eben diese Zeit trafen mich harte Schläge. Mit meinem Vater verlohr ich meinen Versorger; meine bequeme Lage mußte sich auffallend ändern; ich mußte mir versagen lernen, was ich noch nie zu entbehren gewohnt war. Ein unerwarteter Zufall trennte den einzigen Freund, der unter vielen guten Bekannten mein ganzes Herz besaß. — Dies war zu viel für mich. Meine Heiterkeit verschwand mit jedem Tage. Ich entzog mich, vordem im hohen Grade gesellig, dem Umgang. Mürrisch war ich nicht, auch haßt ich die Menschen nicht. Aber ich war traurig. Ich bildete mir ein, die Einsamkeit thue mir wohl. Aber ich hatte unrecht, denn sie machte mich nur noch unglücklicher. Oft suchte ich die freye Natur. Sie gab mir aber nicht mehr, was sie mir sonst gegeben hatte. Ich brachte keinen Sinn zu ihr für ihren Genuß, und wer mag ohne Sinn genießen? Oft, wenn ich mit

taubem Ohr für alles, was um mich her vorgieng, auf den Straßen umher schlich, immer nur den nächsten Gegenstand anstarrend, ohne zu wissen warum ich ihu ansehe, dünkte mich der Stein, auf den ich trat, glücklicher als ich. So mißfiel mir mein eignes Selbst; so gar keine Empfindung für irgend etwas Gutes, das noch an mir übrig wäre, war mir zurückgeblieben. Einige meiner Bekannten sahen mich mit Bedauern an. Andre meinten ich sey einer heilsamen Verzweiflung an mir selbst nahe, und trugen wo möglich noch dazu bey, mich hofnungsloser zu machen. Sie mochten es gut meinen. Wenigstens verhießen sie mir eine nahe Hülfe. Daß ich krank sey an Leib und Seele — das wollten sie nicht wissen. Sie meinten ich sey nie gesunder gewesen.

Ich war aber wirklich nicht gesund. Denn mein Körper ward schwächer; mein Schwindel nahm zu, meine Kräfte nahmen

ab. Anhaltendes Denken ward mir unmöglich, und wenn ich mich zwingen wollte, glaubte ich oft, mein Kopf müßte zerspringen. Je schlimmer es ward, desto mehr klagte ich mich selbst an und vermehrte dadurch meine Leiden. In Augenblicken des tiefen Gefühls meiner Schuld, war mir als ob Himmel und Erde auf mir läge.

Noch zu rechter Zeit erbarmte sich meiner ein Mann, dem ich mich anfangs nur schüchtern vertraute, weil ich Vorurtheile gegen ihn hatte, und weil mir ihn sein milderes Urtheil über mich verdächtig machte. Ich glaube, wenn er mir die fürchterlichste Vorstellung von meiner Verderbniß gemacht hätte, ich hätte ihm eher getraut. Aber seine unüberwindliche Geduld, seine Festigkeit in Ueberzeugungen, seine schonende Güte bey allen meinen Verirrungen, sein weiser Rath für meinen der gänzlichen Zerrüttung nahen Körper, die unübertrefliche Art, wie er mich von so machen Schwärme-

reyen zurückbrachte — dies, und dies allein hat mich gerettet. Ihm dank ich es, daß ich die Quelle meiner Leiden nicht mehr in nicht begangnen Fehlern suchte, daß ich in den Schicksalen, die mich trafen, nicht mehr den Unwillen eines auf mich zürnenden Gottes, sondern Verfügungen eines erziehenden Vaters anerkannte; daß ich die helle Seite der Religion kennen lernte, daß die Furcht dem Vertrauen wich, daß ich nun endlich jene Heiterkeit der Seele errungen habe, die mich nun selten verläßt, und selbst bey dem Gefühl meiner Mängel, den guten Muth in mir erhält, ohne den selbst das Bemühen besser zu werden so wenig auszurichten vermag."

Fälle dieser Art mögen nicht ganz selten seyn. Sie werden aber seltner werden, je mehr der erste Religionsunterricht an Deutlichkeit gewinnt, und die moralischen Besserungsmethoden auf richtige Kenntniß der mensch-

menschlichen Natur gegründet werden. Selbst vortrefliche Männer unsers Jahrhunderts haben dieses Vortheils entbehrt. Wer kann Hallers Tagebuch lesen, ohne ein inniges Bedauern zu fühlen, daß Selbsttäuschung dieser Art, den edlen, schon mit so vielen körperlichen Schmerz kämpfenden Leidenden, um einen großen Theil der Beruhigung gebracht hat, die er ohne sie so gewiß in sich selbst und in der Religion gefunden hätte.

II.

Es ist nicht allein der Hang zu einer mißverstandnen Religiosität, der zu dieser Selbsttäuschung veranlassen kann. Diese kann übrigens sehr erleuchtet und nur die Vernunft bey Menschen von einer äußerst zarten Gewissenhaftigkeit in gewissen Zuständen der Leiden zu schwach seyn, um sie über Besorgnisse wegzusetzen, die jenen Zustand erschweren.

So entbehrt der ehrwürdige Phanias oft der inneren Beruhigung, deren er so vorzüglich werth wäre. Durch körperliche Leiden abgespannt, eine lange Reihe von Jahren durch häusliche Leiden gedrückt, nicht ohne manche bittre Erfahrung von Verkennung und Undank, hat mit seinem Körper sein Geist gelitten. Arbeitsam wie wenige, im steten Gefühl der Pflicht, wie viel man dem Staat als sein Diener schuldig sey, möchte er rastlos thätig seyn. Daß er es nicht seyn kann wie er möchte, und wie er es war, dieses Gefühl wirft ihn in gewissen Stunden so gewaltsam nieder, daß er alles um sich her, alle Bilder der Vergangenheit wie die Bilder der Zukunft, gleich dem, der Anwandlungen von Ohnmacht fühlt, nur in einem täuschenden Helldunkel erblickt.

In diesem Zustande wird er oft ungerecht gegen sich selbst. Wenn die Schwächung oder Zerrüttung des Organs ihn Gedanken denken läßt, die sein zartes Tugendgefühl mißbilligen

muß,

muß, wenn edle und unedle Bilder sich in seiner Phantasie durchkreuzen, ohne daß sein moralischer Sinn an den letzteren das mindeste Wohlgefallen findet, so meint er dennoch es sey ihm zuzurechnen, daß sie sich ihm aufdrängten; sie seyn traurige Erinnerer, wie wenig er noch an Herrschaft über sich selbst, wie wenig an durchgängiger Reinheit seiner Seele gewonnen habe; wie unsicher noch sein Gottvertrauen seyn müsse, da ihn Versuchungen zum Abwerfen des drückenden Lebensjochs anwandeln könnten. In diesen Augenblicken des tiefsten Unwillens gegen sich selbst, haftet kein Zuspruch, findet keine Stimme der Liebe und der Freundschaft Gehör. Jeder Ausdruck der Achtung dünkt ihm nur ein Urtheilsspruch, und der laute Tadel wäre ihm erträglicher als eine Meinung, die ihn, statt zu heben, nur tiefer demüthigt. „Ach, sagte er einst seinem vertrauten Freunde, das ist eben mein bittrer Schmerz, daß ihr meint ich sey so viel, da ich doch so lebendig fühle wie wenig ich bin.“

Edler Phanias! wie wird dir zu Muthe seyn, wenn einst diese trüben Nebel, die dir deinen innern Werth so feindselig verbergen, zerstreut seyn werden! Vielleicht sind sie zu mächtig, als daß alle hellere Vorstellungen des Verstandes sie durchdringen könnten. Arbeitet doch der Sonnenstrahl selbst oft vergebens, das Gewölke zu durchbrechen. Vielleicht aber hast du doch noch Kraft genug, vielleicht stärkt auch die geschwächte Hütte deines Geistes sich wieder, und erleichtert dir diesen Sieg über die Täuschungen des kranken Gehirns.

Wenn diese Stunden der Stärkung kommen, dann Phanias, sammle dir in ihnen Kräfte für die Stunden der Schwäche. Sage dirs, daß es eben so wenig erlaubt ist ungerecht gegen uns selbst als gegen andre zu seyn. Würdest du — mit dem hohen Grade von Menschenfreundlichkeit, die dir eigen ist, mit der herrschenden Neigung, Fehler weit lieber zu entschuldi-

schuldigen als zu vergrößern, lieblos genug seyn — einen Mann, der von jeher so gewissenhaft wie du an seiner Pflicht gehangen hatte, dessen reinen Sinn du kenntest wie deinen eignen, von dem es dir so wenig als von dir selbst verborgen seyn könnte, wie treu er Gott ergeben wäre, — den zu verdammen, wenn irgend ein körperliches Leiden seine Thätigkeit abspannte? Oder wenn du ihn in der Fieberhitze fändest, und Gedanken über seine Lippen glitten, die mit der ganzen Geschichte seines Lebens im härtesten Widerspruch stünden, wofür würde deine Menschenkenntniß sie nehmen als für Aeusserungen einer durch Krankheit zerrütteten Phantasie? Und wenn in diesem Zustande der halben Bewußtlosigkeit er sich an dir, seinem Freunde selbst vergriffe, wenn er dich scheinbar beleidigte — würdest du ihn darum hassen, oder seinen Willen schelten? Phanias! Nur so gerecht sey gegen dich selbst, wenn du in ähnlichen Lagen über dich urtheilst.

Ich weiß es wohl, daß man seine Empfindungen nicht in seiner Gewalt hat, und daß es Beängstigungen giebt, gegen die alles Raisonnement des Verstandes nichts ausrichtet. Dies sind Leiden, denen wir uns unterwerfen müssen, und wer wird dies williger thun als der bescheidne anmaßungslose und selbst für das kleinste Gut so dankbare Phanias? Aber jeder Zustand, wo wir uns erleichtert fühlen, muß um so sorgfältiger benutzt werden, unsern Muth zu stärken und die Ueberzeugung in uns herrschend werden zu lassen, daß der Grund jener Aengstlichkeiten allein in unserm Körper liegt. Dann werden wir doch vielleicht, selbst bey den heftigsten Angriffen desselben, noch im Stande seyn, unser besseres Selbst von dem, was nur auf eine Zeit zu uns gehört und uns so oft unwillkührlich zur Erde niederdrückt, zu unterscheiden, oder es wenigstens unsern Freunden zu glauben, daß sie uns in diesem Zustande

besser beurtheilen können, als wir es selbst vermögen.

III.

Woher diese unnatürliche Gleichmüthigkeit des leidenden Theron? Ist sie das Werk der Vernunft oder der Religion? Es sind nicht gemeine Leiden, die ihn betroffen haben. Was hat ihm die Festigkeit, dagegen auszudauren gegeben?

Eben das, was so manchen Schwärmer, dem die gesuchte Märtyrerkrone lieber war als das stille Verdienst des ruhigen Bürgers, unter den fürchterlichsten Quaalen stark genug machte, nicht zu klagen! Diese geheime Eitelkeit, dieses mächtige Gefühl in sich, durch Leiden erhöht zu seyn über andre, bemerkter von der Gottheit, und sichrer eines unendlichen Lohns. So hat ihn seine Einbildung getäuscht.

In dieser Täuschung vergißt er, daß er einen großen Theil der Uebel, die ihn drücken,

cken, niemand als sich selbst zuzuschreiben hat; daß er nur die Schuld seiner Unvorsichtigkeiten oder seiner Anmaßungen trägt, daß diese bittern Erfahrungen ihn demüthigen sollten, nicht stolz machen, und daß, wenn harte Schicksale an sich einen Werth geben könnten, es noch unzählige Menschen geben würde, die ihn an Werth weit hinter sich zurück ließen.

Der Irrthum Therons ist gemeiner als man denkt. Mißverstandne Religion und besonders Mißdeutung mancher Schriftstellen hat ihn erzeugt; die natürliche Eitelkeit des Menschen hegt und pflegt ihn. Aber er wird nicht ohne Gefahr genährt. Denn er bringt um die heilsame Frucht, die man erndten könnte von der Saat der Thränen.

„Wenn du mich demüthigest machst du mich groß!" Dies kann auch buchstäblich, ohne Rücksicht auf den eigentlichen Sinn des Leidenden, der es zuerst sagte, immer wahr blei-

bleiben, wenn es richtig gefaßt wird. Wir vernachläßigen uns gar leicht im Glück, und da gute Tage nur wenig Anstrengung unsrer Kräfte fordern, so werden wir, da die unsrigen dazu leicht zureichen, bald zufrieden mit uns selbst. Der Kampf mit dem Unglück lehrt uns erst, wie stark oder wie schwach wir sind, und wem dieses Gefühl Sporn wird sich anzustrengen, bey dem wird Erhöhung seiner Kräfte nicht ausbleiben, der wird groß werden an Geduld, an Selbstbeherrschung, an Gottvertrauen, an Thätigkeit.

Aber das wird dir nicht gelingen, Theron, wenn du, schon ganz zufrieden mit dir selbst, in deinen Leiden allein Grund genug zu finden meinst, dich für vollkommner zu halten, als andre. Der oberste Richter über uns alle wird nicht fragen wie viel wir, sondern wie wir gelitten haben? Ihn täuschest du nicht, wie sehr du auch dich selbst täuschen magst.

IV.

Aufopferung ist das sicherste Wahrzeichen, daß man leidet. Wer nicht aufopfert scheint nur zu leiden.

Wir glauben oft schwere Leiden zu sehen, wo sie im Grunde sehr leicht, vielleicht kaum Leiden zu nennen sind. Wir machen unsre Empfindung zur allgemeinen Regel und werden dadurch eben so oft ungerecht, als übergerecht in unserm Urtheil über andre.

Wollen wir sagen, daß der aufopfert, der sich der menschlichen Gesellschaft entzieht, weil sie ihm lästig ist, oder weil er sich froher fühlt, in seiner stillen Zurückgezogenheit? Ist es Selbstverleugnung, seinen Neigungen leben, wenn gleich andre diese Neigungen nicht begreifen können, oder sich unglücklich fühlen würden in ihrer Befriedigung?

Wo kein Bedürfniß ist, da findet auch keine Entbehrung, folglich auch keine Aufopfe-

rung statt. Wer seinen Geist nicht an beständige Thätigkeit und durch sie an Erhöhung seiner sämtlichen Kräfte gewöhnt hat, dem kann ein Geschäft, das ihn bloß mechanisch beschäftigt, nicht drückend seyn. Wem es nicht unentbehrlich ward mit bewährten Freunden verbunden zu leben, der wird Trennung von ihnen nur wenig empfinden, indeß sie einem andern Wunden schlägt, an denen sein Herz verbluten möchte.

Diese Betrachtung hat etwas tröstendes für den, welchen die Erinnerung an so viele Uebel, welche die armen Sterblichen zu drücken scheinen, niederschlägt. Ein großer Theil derselben ist nicht, was er zu seyn scheint. Wir beklagen oft ganze Classen von Menschen, die sich aus ihrer Lage nicht herauswünschen, und die durch Gewohnheit so ganz damit zufrieden geworden sind, daß sie sich bedenken würden mit denen zu tauschen, die wir für die glücklicheren halten.

Eben diese Betrachtung sollte aber auch die mäßiger in ihren Klagen machen, die öfter von Aufopferungen reden, als sie in der That beweisen. Denn auch hier findet Selbsttäuschung statt. Man ist so gern geneigt sich Verdienste zuzuschreiben, die im Grunde nur Befriedigungen der Wünsche und Bedürfnisse des Herzens sind. Die Opfer, die wir diesen bringen, sind wenigstens in eben dem Grade klein, in welchem der Ersatz groß ist. Selbst die Leiden des Märtyrers verlieren ihren Stachel, wenn die Eitelkeit und die Ruhmsucht ihn zum Märtyrer gemacht hat.

Nur da **opferst du auf**, und was du leidest oder entbehrst ist nur da **verdienstlich**, wo sich alle deine natürlichen Neigungen dagegen sträuben, und dennoch der Gedanke, daß es Recht und Pflicht, daß es gemeinnützig und edel sey, über alle Hindernisse siegt, die dir jene in den Weg legen. Selbst der Enthusiasmus,

der oft so grosse Opfer zu bringen scheint, mindert ihren Werth, weil er die natürlichen Empfindungen leichter zum Schweigen bringt.

Das Urtheil der Welt würdigt auch hier, wie in den meisten Fällen, sehr unsicher das Verdienst. Es müsse dich nie bestechen! Man wird oft deine Aufopferungen bewundern und rühmen, wo du innerlich fühlen mußt, daß du nichts aufgeopfert hast, weil Neigungen oder Leidenschaften, nicht reiner Eifer für die Pflicht, die Triebfeder war, durch die du handeltest. Man wird eben so oft ein stilles Opfer, das du der Tugend bringst, nicht beachten, weil man nichts von den innern Kämpfen weiß, die es deiner Seele gekostet hat.

V.

„Du wärest gelassen, Arete? Du hättest dich nun dem Willen der Vorsicht unterworfen?“ — O ich denke du warst nie davon entfernter als itzt. Oder nennst du das Gelassenheit

heit und Unterwerfung, wenn man nicht mehr klagt, und in sich zurückgezogen, den Gram mit Wohlgefallen an sich nagen läßt, bis man verzehrt ist?

Als du noch deinen Freunden dich öfnetest, als du noch zerflossest in Thränen, da suchtest du doch Trost und stießest den nicht zurück, der mit dir weinen und weinend deine Thränen trocknen wollte. Da wußte man doch noch, daß ein Wort der Beruhigung haftete, und selbst der Widerspruch gegen die Vorstellungen der tröstenden Freundschaft war ein stilles Geständniß, daß du bereit seyst *ihnen* Raum zu geben, so bald du überzeugt wärest. Aber itzt — wie gleitet jeder Zuspruch an dir ab? Man hat Stunden gesprochen und man weiß nicht ob du einen Laut vernommen hast. Dies nennst du Ruhe und Unterwerfung.

Ja es ist Ruhe, Arete, aber die Ruhe eines Sterbenden, die nur den unerfahrnen Zu-

schauer täuschen kann; vor der der verständige Arzt mehr zittert, als vor den gewaltsamsten Zuckungen der kämpfenden und eben darin noch Kraft äußernden Natur. Denn sie geht gewöhnlich der völligen Ermattung vorher. Hüte dich, daß dies nicht dein Fall werde. Du thust zu wenig um dich zu ermannen. Du schaust mit einer Art von innerm Wohlgefallen hin auf deine Wunden, und wirfst keinen Blick auf die Heilmittel, die dir eben die Hand, die jene geschlagen hat, anbeut. Deine Unterwerfung ist nicht die demuthvolle Anerkennung der höheren Weisheit, die alles ordnet und zum Besten lenkt. Es ist das erdrückende Gefühl der Ohnmacht unter der Hand des Allmächtigen, gegen den man nichts vermag.

Ueber Trost und Beruhigung.

Wenn es zahllose Arten der Leiden giebt, so giebt es nicht weniger Quellen des Trostes. Auch hier, wie in der ganzen Natur, ist weises Verhältniß zwischen Bedürfniß und Befriedigung. Die Freunde der Leidenden haben Unrecht, wenn sie fordern, daß es nur eine Art der Beruhigung geben soll, weil sie nur eine die beste dünkt. Der Durstige schöpft auch aus der trüberen Quelle, so bald die trübere Quelle die nächste ist.

Warum soll ich dem Unglücklichen das schwache Rohr nehmen, auf das er sich lehnt, wenn ich gleich weiß, daß es in der nächsten Stunde zerbrechen wird? Es hält ihn doch diese Stunde und vielleicht ist er fähiger, in der folgenden den festeren Stab anzunehmen, den ich dann in Bereitschaft habe? Warum soll ich dem Sterbenden, der noch gern leben möchte, das fürchterliche Geheimniß seiner Unheilbarkeit enthüllen, wenn ihn die Hofnung auf

schauer täuschen kann; vor der der verständige Arzt mehr zittert, als vor den gewaltsamsten Zuckungen der kämpfenden und eben darin noch Kraft äußernden Natur. Denn sie geht gewöhnlich der völligen Ermattung vorher. Hüte dich, daß dies nicht dein Fall werde. Du thust zu wenig um dich zu ermannen. Du schaust mit einer Art von innerm Wohlgefallen hin auf deine Wunden, und wirfst keinen Blick auf die Heilmittel, die dir eben die Hand, die jene geschlagen hat, anbeut. Deine Unterwerfung ist nicht die demuthvolle Anerkennung der höheren Weisheit, die alles ordnet und zum Besten lenkt. Es ist das erdrückende Gefühl der Ohnmacht unter der Hand des Allmächtigen, gegen den man nichts vermag.

Ueber Trost und Beruhigung.

Wenn es zahllose Arten der Leiden giebt, so giebt es nicht weniger Quellen des Trostes. Auch hier, wie in der ganzen Natur, ist weises Verhältniß zwischen Bedürfniß und Befriedigung. Die Freunde der Leidenden haben Unrecht, wenn sie fordern, daß es nur eine Art der Beruhigung geben soll, weil sie nur eine die beste dünkt. Der Durstige schöpft auch aus der trüberen Quelle, so bald die trübere Quelle die nächste ist.

Warum soll ich dem Unglücklichen das schwache Rohr nehmen, auf das er sich lehnt, wenn ich gleich weiß, daß es in der nächsten Stunde zerbrechen wird? Es hält ihn doch diese Stunde und vielleicht ist er fähiger, in der folgenden den festeren Stab anzunehmen, den ich dann in Bereitschaft habe? Warum soll ich dem Sterbenden, der noch gern leben möchte, das fürchterliche Geheimniß seiner Unheilbarkeit enthüllen, wenn ihn die Hofnung auf Gene-

Genesung stärkt, die itzigen Uebel standhafter zu ertragen?

Es ist natürlich, aber es ist deshalb nicht minder fehlerhaft, seine Empfindungen so wie seine Ueberzeugungen zur allgemeinen Regel machen zu wollen. Die besten Menschen fehlen darin, und verderben aus lauter Gutmeinen so manches, was sie gut machen wollen. Zu unbekannt mit der Natur und der unendlichen Mannichfaltigkeit des einen Geschöpfs, das wir Mensch nennen, achten sie nicht der Unmöglichkeit, daß das eine fühle und denke wie das andre, und daß zur Natur gewordne Empfindungen und Denkweisen sich nicht ablegen lassen, wie man ein Kleid ablegt.

Es ist ein schöner Traum der Phantasie, oder ein menschenfreundlicher Wunsch, alles was Mensch heißt zu dem höheren Grade der Ausbildung kommen zu sehen, in welchem alle Gefühle verfeinert und alle Vorstellungen verdeutlicht sind. Auch läßt es uns die Anlage der Natur, stets der Vollkommenheit entgegen

zu reifen, erwarten, daß der roheste Mensch nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden auf eben der Stufe stehen wird, auf der wir itzt schon den Gebildeten erblicken. Aber wir sollten nicht vergessen, daß der Gang der Natur langsam und fest ist, und daß wir ihr Werk zerstören, so bald wir es übereilen.

So lang es nicht anders seyn kann, als daß ein großer Theil der Menschen unter dem Druck des Elends liegen muß — und selbst die unerwartetsten Revolutionen der Staaten lassen noch keine Mittel sehen, wie es anders werden kann — so lange dünkt es mich Wohlthat, daß sich diesem Zustande Dumpfheit des Gefühls und Schwäche des Verstandes zugesellt. Wie elend uns auch immer der Trost dünke, der den an das Joch seines Treibers angeschmiedeten Sclaven, er mag so heißen oder es seyn, beruhigt, sein Vater habe eben dies Joch gezogen, sein Sohn werde es, wie er ziehen — laßt uns doch freuen, daß er diesen Trost hat. Jeder andre wäre ihm vielleicht unverständlich. Es

nicht

nicht besser wissen — unglaublich viel liegt in diesem Gedanken. Nichts übertrift die Macht der Gewohnheit, und die Gewohnheit, hat man oft gesagt, macht, daß der Galeerensclave seine Ketten lieb gewinnen, und der Gefangne zweifelhaft werden kann, ob es besser sey frey zu seyn.

Vielleicht ist es eben diese Macht der Gewohnheit, welche so viele Zweifler und Ungläubige, deren Verstand auf einer ganz andern Stufe der Bildung steht, in dem Gedanken Beruhigung finden läßt, daß alles was geschieht nach den Gesetzen einer blinden Nothwendigkeit geschehe, in denen alle unsre Klagen nichts zu ändern vermöchten. Sie sehen, daß gebohren werden und sterben, gewinnen und verlieren, genießen und entbehren im ewigen Wechsel ist. Das Bedürfniß, von dem allen Grund und Ursach zu wissen, fühlen sie nicht, oder wollen es wenigstens ihrem Verstande nicht erlauben, diese Gründe in einem höhern Verstande zu suchen. Was also ist, das muß so seyn wie es ist. Dies genügt ihnen!

Viel besser tröstet sich doch im Grunde der nicht, der jeden Einfall seines blöden Verstandes für den Bestimmungsgrund der unendlichen Weisheit hält; und stillschweigend voraussetzt, nach seinen einzelnen Wünschen und Vortheilen solle der ganze Weltplan entworfen seyn. Wie viel Unsinn, oder wenn man lieber will kindischer Unverstand, wird in den Häusern der Klage gesprochen, und wie will da jeder Unmündige der Vertheidiger des Unendlichen seyn, als ob Er eines Vertheidigers nöthig hätte. Und doch — wenn auch darin Trost für mancherley Thränen liegt, warum ihn dem mißgönnen, der noch keines andern fähig ist?

Es mag sonderbar lauten, aber es ist doch deshalb nicht weniger wahr, daß in manchen Lehren der Religion für viele Menschen das Tröstende da erst anfängt, wo es vielleicht für eine noch größere Anzahl aufhört. Laßt uns nur bey einer doppelten verweilen, in der die Religion der Vernunft mit der Religion der Schrift zusammen trift, obwohl die Bemerkung

auf

auf viele andre anwendbar wäre, selbst solche, die zu den Eigenthümlichsten des Christenthums gehören.

Es giebt eine Vorsehung und sie sorgt für das Einzelne, weil sie für das Ganze sorgt. Auch die Schicksale jedes einzelnen Menschen sind von ihr bestimmt und werden von ihr geleitet. — In dieser Wahrheit haben, so lange es Leidende gab, unzählige Trost gefunden. Aber sie gleicht dünkt mich einer reinen Quelle, die sich in hundert Arme verbreitet, und mit dem Boden, über welchen diese floßen, Geschmack und Farbe verändert hat. Ueberall schöpfen aus ihr die Durstenden; aber nicht überall dünkte sie allen Durstenden trinkbar zu seyn. Zu getrübt fand sie der eine und ohne den zu stören, der auch das trübere Wasser im brennenden Durst nicht scheute, gieng er dem Strome nach, bis er die reinere Quelle entdeckte.

Der schwächere Verstand kennt keine andren Würkungen, als die unmittelbar seine Sinne berüh-

berühren. Alle seine Erfahrungen sind einzeln, und er ist nicht geübt genug, um aus einzelnen Erfahrungen allgemeine Schlüsse zu machen, oder aus oft wiederkommenden Fällen allgemeine Gesetze der Weltveränderungen abzuleiten. Auch kennt er zu wenig das Ganze der Welt um das Verhältniß des Einzelnen dagegen richtig zu würdigen. So bald er also nicht glauben dürfte, daß bey jeder noch so kleinen Weltveränderung die Hand der Vorsicht im Spiel wäre, und die Feder unmittelbar in Bewegung setzte, die zu ihrer Hervorbringung nöthig war, so würde er den ganzen Glauben an eine Vorsehung aufgeben. Und eben diesen Glauben gäbe der geübte Denker und Forscher der Natur auf, wenn er keine andre Vorsehung erkennte, da es ihm so anschaulich ist, wie in der großen Maschine des Weltalls Rad in Rad eingreift, und nur die große unveränderliche Feder, die sie alle treibt, ohne die sie alle stockten, immer fortwürken darf, um die allgemeine Ordnung zu erhalten. Laßt beyden ihre Ueberzeugung und beyde werden sich wohl dabey befinden.

Jener wird sich vielleicht diesem nähern. Aber übereilt ihn nicht, damit er sich nicht auf seinem Wege verliere.

Das Gebet giebt Muth und Trost in den Stunden der Noth. Das hat der Mensch in den frühesten Zeitaltern empfunden, wie er es itzt noch empfindet. In allen Sprachen und Zungen ist die Gottheit von den Leidenden angerufen, und vielleicht sind die inbrünstigsten aller Gebete in den Stunden der Angst zu ihr hinauf geschickt. In dem Getümmel der Schlacht, in den Abgründen des Meeres, an den Pforten des Todes, an dem Krankenbette der Geliebten, in dem Drang der Seele, die von mächtigen Leidenschaften zerrissen ward — und wo nicht sonst? — hat die Stimme des Beängstigten um Hülfe und Rettung, um Stärkung gerufen, und der Ungläubige hat da oft, so gewiß wie der Gläubige Erhörung gehoft.

Und doch — wie ganz etwas anders ist Gebet dem, der bloß dem Drang des Herzens, und dem dunklen Bewußtseyn einer höheren Macht,

Macht, die alles vermag, folgt, und dem, der mit forschender Seele über das nachdenkt, was Gebet würken kann, und in welchem Sinn Erhörung zu hoffen ist. Jener findet nichts Unwürdiges für die Gottheit, nichts Widersprechendes in dem Gedanken, daß die Bitte um Aenderung des Schicksals den Rath der ewigen Weisheit bestimme, und Veränderungen hervorbringe, die ohne sie nicht erfolgt wären. Er traut es Gott zu, daß er gütig genug seyn werde, auf seine kleinsten Anliegen Rücksicht zu nehmen, und, als ob er der einzige wäre, der Wünsche hätte, alles darnach zu fügen. Wie ungütig eben dieser Gott dann oft gegen andre seyn, wie das Ganze, unter der Bequemung der höchsten Weisheit nach den thörichten Einfällen des kurzsichtigen Sterblichen, leiden würde — das fällt ihm eben so wenig ein, als daß er selbst oft nicht härter gestraft werden könnte, als wenn seine Wünsche gewährt würden. Dem geübteren Denker würde alle Ueberzeugung von dem Nutzen des Gebets entrissen werden, so bald er diese Würkungen desselben glauben soll-

te. Er hat anders über die Gesetze der ewigen Weisheit denken, er hat begreifen gelernt, daß stete Ausnahme und Abweichung von ihnen, der sicherste Beweiß ihrer Unvollkommenheit wäre. Er betet wie jener mit Vertrauen und mit Zuversicht, weil er weiß, daß jedes Gebet um das, was uns nützlich ist, gewiß erhört wird, und weil er für Bitten um das, was nur schaden würde, keine Erhörung wünscht. Diese Erhebung der Seele zu Gott, erfüllt ihn mit Trost und Ruhe. Denn er fühlt dann mächtiger den Gedanken an den Allregierer, und die Erkenntniß seiner sorgenden Weisheit wird ihm anschaulicher. So ist die ruhige Ergebung in ihre Schickung der erste Segen, welchen das Gebet auf ihn ohnfehlbar herabbringt.

Auf wie ungleichen Wegen haben beyde Arten von Menschen die Beruhigung gefunden! Und wollen wir uns nicht freuen, daß sie sie beyde fanden, wenn wir gleich nur jenen oder diesen für uns wählen möchten?

Laßt uns denn vorsichtig seyn, wenn wir aus tausend Quellen unsre leidenden und trost-

bedürf-

bedürftigen Brüder schöpfen sehn. Es kann auch wohl hie und da eine Giftquelle seyn, und wo wir dies zu wissen glauben, da wird allerdings die Pflicht der Menschlichkeit uns gebieten, sie zu warnen. Nur laßt uns nicht eine jede, die uns getrübt scheint, in üblen Ruf bringen. Sie ist oft dem Leidenden die nächste, und er könnte eher verschmachten, ehe wir ihn bis zu der unsern zu führen vermöchten. Ohne Bild — wenn gewisse Wahrheiten ihre Kraft an der Seele äußern sollen, so muß Empfänglichkeit für sie in der Seele seyn. Diese ihr zu geben ist nicht das Werk des Augenblicks. Die künftige Zeit kann manches möglich machen, was itzt noch zu früh wäre. Und wenn es denn genug ist, daß jeder Tag seine eigne Plage habe, so sey es auch genug, wenn jeder seinen eignen Trost hat.

Beylage.

Gesammelte Nachrichten von Sulzers letzten Stunden.

Was auf den vorigen Blättern allgemein gesagt ist, das mag hier das Beyspiel eines vortreflichen Mannes, des seligen Sulzers bestätigen. Wer mag die folgenden Nachrichten, welche Beobachtungen einiger seiner philosophischen Freunde enthalten, die sie unmittelbar an seiner Seite anstellten, wer mag sie lesen, ohne innig von der Fassung gerührt zu werden, worin dieser praktische Weise seinen Tod erwartete? Und doch — wie verschieden von dem, was man wieder von andern guten Seelen aus der Geschichte ihrer letzten Stunden liest! Wie unbegreiflich würden es manche von ihnen gefunden haben, daß man sich so beruhigen könne. Auch ist es natürlich, daß sie es unbegreiflich finden müssen, weil es durchaus unmöglich ist, daß wir alle gleich denken und gleich empfinden.

Der verstorbene Weltweise, so erzählt einer

seiner

seiner genauesten Freunde, war ausnehmend sorgfältig in der Wahl der Gründe, die er zu seiner Stärkung und Aufrichtung anwandte. Sie mußten durchaus kernhaft, gründlich, aus den unleugbarsten Sätzen der Vernunft, der körperlichen und sittlichen Ordnung, auf die natürlichste und deutlichste Art hergeleitet seyn. Kein schwacher, wankender, weithergesuchter und bloß hypothetischer Begriff durfte unter diese Gründe sich einmischen. Wenn er sich über dieselben ausließ, so war dabey nichts ängstliches, nichts übereiltes, wie man oft bey Menschen findet, die sich in schweren Leiden befinden, und die alles auf sich und ihren gegenwärtigen Zustand zurückzuleiten pflegen. Führte Sulzer eine physikalische oder psychologische Anmerkung an, die ganz besonders auf seinen Zustand sich paßte; so ließ er lieber die mit ihm sich unterhaltende Person den Grund errathen, der ihn auf diese Anmerkung brachte, als daß er auf eine weinerliche Art die Anwendung auf sich selbst gemacht hätte. So, besinne ich mich, fiel unser Gespräch einst auf die Menge,

ge, Mannigfaltigkeit und Stärke der Schnellkraft, welche die Natur in alle Fibern und Muskeln unsers Körpers gelegt hat, und die, den Bau desselben unter den größten und gewaltsamsten Erschütterungen zu erhalten, bestimmt ist; zugleich aber auch in einem festen und wohlorganisirten Körper die Schmerzen größer und dauerhafter macht. Hier bemerkte ich nun zu meiner großen Zufriedenheit, daß der leidende Philosoph mit dieser Einrichtung der Natur, die für das Ganze so viele Vortheile hat, selbst vollkommen zufrieden war, und sich nicht in den Sinn kommen ließ, daß vielleicht eine Ausnahme statt finden könne, sondern nur so viele Erleichterung erwartete, als es die specifike Beschaffenheit seines Uebels erlaubte. Mit gleicher Sorgfalt und gesetzter Aufmerksamkeit sah ich ihn die merkwürdigsten Erscheinungen, die während seines leidenden Zustandes in seinem eignen Geiste vorgiengen, ohne irgend eine Partheylichkeit bemerken. Wie er sich einmal über den Mangel seines Gedächtnisses beklagte, sagte ich ihm mit der

wahr=

wahrhaftesten Ueberzeugung, daß ich niemals die geringste Verminderung seiner Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft an seinen Reden bemerkt hätte, und daß sein besseres Selbst bey allen seinen Leiden mehr gewonnen als verlohren habe. Er widersprach mir nicht, wie er es gewiß würde gethan haben, wenn er von dem Gegentheil wäre überzeugt gewesen, und ich konnte aus seinen Reden abnehmen, daß er diese für ihn so vortheilhafte Bemerkung, als eine Bekräftigung seiner Grundsätze von der Einfachheit und Unzerstörbarkeit der menschlichen Seele, mit dem größten Vergnügen ansahe. Nur aus diesem Grunde habe ich verschiedene Aeußerungen seiner unermeßlichen Wißbegierde während seines schmerzhaften und unheilbaren Leidens, mir erklären können. So wollte er sich noch der Mühe unterziehen, alle Handschriften des scharfsinnigen Lamberts selbst durchzusehen und unter seiner Aufsicht in Ordnung bringen zu lassen; vermuthlich bloß aus dem Grunde, um bey Erblickung so vieler einsichtsvollen Werke und vielversprechenden Aus-

sichten dieses originellen Genies, die Erfahrung zu machen, daß sein Geist noch immer das gleiche, lebhafte, starke und heitere Gefühl für das Große, Wahre und Gute habe. Eben so hatte ich Gelegenheit, anschaulich zu bemerken, wie körperliche Uebel bey einem richtig denkenden Geist die Würkung hervorbringen, daß sie ihn von bloß speculativischen Untersuchungen abziehen, wozu alsdann Zeit und Kräfte fehlen, und seine Aufmerksamkeit auf die einfachsten und gründlichsten Begriffe einschränken, die auch allein im Stande sind, den Geist ruhig und zufrieden zu machen. Sulzer schrieb zwar seine Abhandlungen über den Beweiß der Unsterblichkeit der Seele aus physikalischen Grundsätzen, zum Theil während seiner Krankheit; aber wenn seine ganze Seele vor einem Freunde offen lag, bemerkte ich nie, daß er diese Hypothese für etwas mehr als einen Versuch angesehen hätte, in der schwersten aller Materien etwas erklärbarer zu machen, und zwischen den zwey Klippen des Idealismus und Materialismus eine neue Straße zu entdecken.

Auf der Reise nach Nizza hatte sich Sulzer einige Zeit bey dem berühmten Bonnet aufgehalten; er sprach von demselben nie ohne die größte und freundschaftlichste Hochachtung, und war auch selbst durch diesen persönlichen Umgang mit verschiedenen Lehrsätzen seines Systems noch vertrauter geworden. Allein auch diese gehörten nicht zu den Gründen, die Sulzer auf seinen leidenden Zustand anwandte, und die gar nicht scientiv, sondern ganz aus seiner eignen Beobachtung und Erfahrung gezogen, einfach, faßlich, thätig und für ihn in seinen damaligen Umständen die brauchbarsten waren. Mich dünkt, dieses beweiset deutlich, daß die bloße Speculation eine ihr ganz eigne Richtung des Geistes erfordere, und daß unsre theoretischen Kenntnisse nicht immer fähig sind, praktisch angewandt zu werden. Es folgt auch hieraus, daß die Vorstellungsarten eines gründlich denkenden Mannes oft ganz andre sind, wenn er sich gegen das Uebel wafnen, und seinem Gemüth die richtigste und festeste Lage verschaffen will, als wenn es ihm bloß darum zu thun

ist,

ist, seine Wißbegierde zu befriedigen. Gewiß würde man oft irren, wenn man die Gesinnungen eines Weltweisen in den wichtigsten Auftritten seines Lebens, und sein sittliches und religiöses System nach den Grundsätzen seines philosophischen beurtheilen wollte.

Bey unserm Sulzer würde eine solche Folgerung desto mehr trügen, da er nicht zu den trocknen Philosophen gehörte, die sich ganz mit abgezognen Begriffen beschäftigen, und niemals einen Blick auf den Zusammenhang des Wahren mit dem Guten und Schönen werfen. Man darf nur verschiedene wichtige Artikel seiner Theorie der schönen Künste lesen, um sich lebhaft von dem steten Bestreben dieses neueren Weisen zu überzeugen, das Schöne allemal in der verhältnißmäßigen Ordnung der Dinge aufzusuchen, und die sittliche Regelmäßigkeit als das wahrste Schöne zu zeigen. Sulzers Geschmack war nicht verzärtelt, und führte nicht zur Weichlichkeit, die so nahe an die Wollust gränzt; er war so einfach, so edel und unge-

kün-

künstelt als die Natur selbst, und führte ihn also nicht auf Abwege, auf denen oft auch Männer von den vorzüglichsten Talenten sich verirren. Seine sittlichen Grundsätze und Urtheile hingen nicht von regelloser Phantasie ab, und nie kann man Witz und Vernunft so innig vereinigt sehen, als in den Schriften unsers Weltweisen, die alle dieser Stempel unterscheidet. Alles Schöne in der physischen und moralischen Welt, setzte ihn bey dem ersten Eindruck in eine sehr lebhafte Empfindung, deren Aeußerung bey einem andern Uebertreibung würde geschienen haben, bey Sulzern aber der Ausdruck der ersten und reinsten Regungen seiner Seele war. So redete er von den schönen Aussichten, die er in Italien gesehen, oder von vortreflichen Anstalten, liebenswürdigen Charakteren, vorzüglichen Werken der Kunst allemal mit einer Art von Begeisterung. Noch mehr und noch edler zeigte sich die lebhafte Empfindung alles Guten bey ihm, wenn es darauf ankam, eine große und gute Absicht zu denken und auszuführen. Er glaubte sich zu allem Guten

ten verpflichtet, was er nur thun konnte, und um sich thätig zu beweisen, war es ihm genug, wenn irgend ein Entwurf ihm nur nicht ganz unmöglich vorkam. Diese warme Betriebsamkeit in allen Dienstleistungen, die nur irgend von ihm abhiengen, war gewiß nicht die Würkung einer unfruchtbaren, in sich selbst verschlossenen Philosophie, sondern jener thätigen Weisheit, welche ehmals Griechen und Römer zu den gemeinnützigsten Bürgern machte. Und eben diese Beflissenheit, Gutes und Nutzen zu stiften, verließ ihn auch in seiner letzten Krankheit nicht. So oft er nur von den schmerzhaftesten Gefühlen sich befreyet befand, war er mit Entwürfen für den öffentlichen Unterricht beschäftiget, von denen ein sehr nützlicher noch während dieser Krankheit würklich wurde. = Ich erinnere mich einer Unterredung, die ich einmal über den Trieb, nützlich zu seyn, mit ihm hatte; ich wollte denselben von der Empfindlichkeit ableiten, mit der ein weiches Gemüth sich in Anderer Stelle so hineindenken kann, daß es ihre Freuden und Leiden selbst fühlet,

let, daher man diesen Trieb auch bey denen am lebhaftesten fände, die selbst in so vielen kritischen Lagen gewesen sind, und sich daher leichter in fremde hineindenken können. Sulzer aber wollte sich diese edle Gemüthsbeschaffenheit nicht von solchen besondern Ursachen abhängig vorstellen, sondern behauptete vielmehr, sie liege in der Natur des gesellschaftlichen Lebens, welches ohne diese gegenseitige Betriebsamkeit, sich zu unterstützen, nicht bestehn könne. Die beste und aufs genauste verbundene Gesellschaft sey daher die, deren Mitglieder am meisten genöthigt wären, sich gegenseitige Hülfe zu leisten, und die Stifter und Gesetzgeber der Staaten sollten alle Triebfedern der Seele und alle Leidenschaften in Bewegung setzen, um diese Betriebsamkeit zu stärken. Wären hierin die Bande einer bürgerlichen Gesellschaft loser, als sie sollten; so müsse der rechtschaffne Mann die Stelle der Gesetze vertreten. — Die Gerechtigkeit war Sulzern der Grund aller Tugend, und sittliche Verpflichtungen waren ihm gleich heilig, als bürgerliche Gesetze. Er sahe die Rechte, die

jeder

jeder Nothleidende und Hülfsbedürftige auf seinen Beystand hatte, als unverletzlich an, in deren Erfüllung er sich also nicht irren ließ, wenn er, wie es bey einem Mann von seiner Denkungsart natürlich ist, vom Eigennutz, Leichtsinn und Verstellung hintergangen wurde. Ich weiß, daß er Ursach hatte, sich hierüber zu beschweren; aber nie hörte ich ihn hierüber klagen, oder die Dienste bedauern, die er mit dem aufrichtigsten Eifer erwiesen hatte. Die Gewohnheit Gutes zu thun, sagte er mir einmal, sichert vor aller Bosheit und führt ihren eignen Lohn mit sich. Diese Gesinnungen machten ihn in seiner Krankheit so heiter und erhielten die Ruhe und Munterkeit seines Gemüths. Da er das nahe Ende seiner Laufbahn aus den gefährlichen Umständen seiner Krankheit voraussah, so suchte er durch die Stärke seines theilnehmenden Gefühls zu ersetzen, was ihm an Thätigkeit und Zeit fehlte, und seine Weichmüthigkeit nahm in eben dem Verhältniß zu, in welchem seine Kräfte sich nach und nach verloren. Ich hörte ihn einmal mit dem Ernst der

sorg=

sorgsamsten Freundschaft in einen seiner Freunde dringen, ihm eine Aussicht anzuzeigen, die ihn wegen des Schicksals eben dieses Freundes beruhigen könne. Da er die Verlegenheit des Hülfsbedürftigen bemerkte, der sich mit einigen abgebrochenen Worten der Schrift tröstete, sagte Sulzer voll Bewegung: „Ich bin jung gewesen und bin alt worden, und habe niemals den Gerechten verlassen gesehn, oder seinen Samen nach Brod gehen."

So veredelt der wahre Weise die Sitten und Religion seines Landes, durch die glücklichste Anwendung, und noch mehr durch die Befolgung ihrer Grundsätze. Er weiß, daß hundert Auskünfte jenseit der Grenzen unserer Klugheit und Kräfte liegen, und daß es also die größte Thorheit seyn würde, so zu handeln, als wenn die Begebenheiten nur von unsrer Willkühr abhiengen.

Bey einem beschwerlichen Krankenlager pflegen die meisten nur mit sich selbst beschäftiget zu seyn, und Andrer Beschäftigung bloß auf

ihre eigne Umstände zu leiten. Der tödtlich kranke Sulzer aber liebte beständig Betrachtungen über die öffentlichen Angelegenheiten, und machte Anmerkungen über das Wohl des Staats, dessen großen König er alles schuldig war, die auch in den Geschäften sehr geübte nicht ohne Nutzen anhörten. In seinen gesunden Tagen gewohnt zu denken und zu würken, hatte er nie so viel gelesen als während seiner Krankheit, und niemals so reife und gesunde Urtheile über Schriften aller Art gefället.

Bis auf wenige Tage vor seinem Tode gab er noch einige Lehrstunden mit größtem Vergnügen, und vergaß in ihnen, wie er sagte, seine Schmerzen. Da er außer denselben der Gesellschaft nicht mehr nützlich seyn konnte, so sammelte er alle seine Kräfte in seinen unterrichtsvollen Gesprächen zusammen.

In gesunden Tagen hat der rechtschaffne Mann von Geschäften, so viele und abwechselnde Zwecke und Arbeiten, hat oft mit so mannigfachen unvorhergesehenen Hindernissen zu

kām=

kämpfen, die sich der Ausführung einer Sache entgegensetzen, die er vorher eben so nützlich als leicht hielt, daß er manchmal seiner Beschäftigung überdrüßig wird, und Ungeduld und Widerwillen in seiner Seele aufsteigen. In einer langen Krankheit fallen die Ursachen solcher leidenschaftlichen, heftigen Bewegungen gänzlich weg, und die natürliche Güte und Rechtschaffenheit treten nun wieder in ihre alte Rechte ein. Der Mann, welcher nichts mehr von der Nachläßigkeit, der Eigenliebe und dem Mißverstand Andrer zu dulden hat, wird wieder eben so sanft, so wohlgestimmt, so gefühlvoll, wie er in seinen schönsten Jahren war. So lebte Sulzer mit einem seiner Wärter, dessen gesunder Verstand und gutes Herz ihm vorzüglich gefielen in einer Vertraulichkeit, die dem Kranken eben so viel Ehre machte als dem Gesunden. Er sagte mir, daß er bey seinen schlaflosen Nächten eine wahre Erquickung in den Unterredungen mit diesem Manne fände, und daß sie mit gegenseitiger Herzenseröfnung den Caffee tränken. Sie stimmten dann auch wohl ein erbauli-

bauliches Lied an, vorzüglich: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Eine sehr anmerkenswerthe Folge der guten Gemüthsstimmung Sulzers war es, daß er sich bey seiner Krankheit über Niemand beklagte, und auch selbst nicht über einige Personen, die mit ihm in öffentlicher Verbindung standen, und ihn doch während seiner ganzen Krankheit nie besuchten. Sein Eifer für das Beste einer wichtigen Erziehungsanstalt hatte ihm ihre Empfindlichkeit erworben. Er tröstete sich aber hiebey so wohl mit seiner guten Absicht, als dem sie rechtfertigenden guten Erfolg. So lange auch der rechtschaffenste Mann mit öffentlichen Pflichten beladen ist, steht es nicht in seiner Gewalt, gar keine Empfindlichkeit zu äußern, und immer so zu handeln, als ob man gar kein Unrecht fühle. Hat man aber aufhören müssen, eine öffentliche Person zu seyn, so steht es uns frey, über jede Empfindlichkeit uns wegzusetzen, und wir werden auch durch die uns so nahen ernsthaften Gegenstände zu

sehr

sehr beschäftigt, daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht so viel auf Dinge richten können, die so nahe an Leidenschaften grenzen. Sulzer entäußerte sich von ihnen auch aus dem Grunde, um seine innere Ruhe auf keine Art unterbrechen zu müssen; und die Güte seines Herzens begünstigte diesen Entschluß.

Sulzer bedauerte einen seiner Freunde sehr, weil er zu viel eitle Ruhmsucht habe, und sich also in viele Unruhen und unangenehme Folgen verwickeln würde, welches ihm sehr leid that, da er den Mann vorzüglich liebte und hochschätzte. So wenig Sulzer mit seinem Urtheil über die Schriften und Handlungen andrer zurückhielt; so wenig befremdete es ihn, wenn manches Urtheil nicht für ihn günstig ausfiel. Da er seine Kräfte in eben so vielen und verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit versucht hatte, war er klug genug einzusehen, daß er nicht in jedem habe leisten können, was ein Gelehrter, der aus einer sein ganzes Geschäft machte, würde geleistet haben. Die letzte Hand-

lung seines Lebens war eine der zärtlichsten Freundschaft. Ich wurde bey seinem herannahenden Tode in Eile zu ihm gerufen, und sein letztes Anliegen war, mir für einige kleine Dienste, die ich während seiner Krankheit ihm zur Unterstützung in seinem Lehramt geleistet, zu danken. Ob ich ihm gleich viel größere und wesentlichere Verbindlichkeiten hatte, konnte ich doch nun unmöglich die kostbaren Augenblicke mit Bezeugung meines Dankes verschwenden, sondern ich eilte, ihm mit großer Bewegung zu sagen: „Sehet, mein liebster Freund, der Augenblick ist vorhanden, da Ihr von allen euren Leiden befreiet, in die nähere Gemeinschaft mit dem obersten Wesen kommen werdet, dessen Bestehen und verehrungswürdigsten Eigenschaften Ihr so deutlich erkennet, und so oft gepriesen habt.“ Mit sanfter Bewegung des Haupts, bezeugte der mit dem Tode ringende Philosoph seine Gutheißung und verschied.

Man sahe keine Spuren von Todesangst; er schien mehr einzuschlummern als zu sterben.

* * *

„Einen

„Einen meiner letzten Besuche, — so erzählt an einem andern Ort der ehrwürdige Spalding, — nicht den letzten gab ich unserm Sulzer etwa vierzehn Tage vor seinem Tode. Ich fand ihn in Gesellschaft des Herrn Weguelin, wozu hernach, ich weiß nicht mehr, wie bald, auch Herr Moulines, kam. Der Kranke war am Körper äußerst schwach; aber die gewöhnliche Munterkeit seiner Seele zeigte sich jetzo noch merklicher, weil, wie er uns erzählte, seit ganz Kurzem, die sonst heftigen Schmerzen, denen er so lange unterworfen gewesen war, um ein Großes nachgelassen hatten. „Ich habe viel, „sehr viel ausgestanden, sagte er; aber das „freuet mich, und dafür danke ich Gott, daß „ich bey allem meinen Leiden von innerlicher „Ungeduld und unmuthiger Empörung in mei„ner Seele frey geblieben bin. Ich getraue „mir zwar nicht,“ setzte er lächelnd hinzu, mit „Posidonius zu sagen: Schmerz, du magst wü„then, so viel du willst, ich werde doch nicht „gestehen, daß du ein Uebel bist! Aber das „kann ich sagen, und werde es immer sagen:

Der Herr hat alles wohl gemacht.“ Da meine Empfindung hiebey mich sehr natürlich dahin brachte, ihu bey der Hand zu nehmen, und ihm mein Vergnügen über ein solches Zeugniß von ihm und in seinen jetzigen Umständen, zu erkennen zu geben, so fieng er an, noch lebhafter von dieser seiner Ueberzeugung zu reden, welche bey ihm auch nicht wenig durch sein etwaniges auf die Kenntniß der Natur gewendetes Studium wäre bestärkt worden; denn da hätte er so häufig gefunden, daß das, was der Unkundige als Unregelmäßigkeit und Unordnung in der physischen Welt ansähe, im Grunde zu einem wesentlichen Nutzen gereiche und die weiseste Einrichtnng beweise. „Und wie sollte ich denn,“ fuhr er fort, nicht eben so von der göttlichen Regierung über die menschlichen Schicksale und über die meinigen denken?“ — Ich sagte ihm, diese seine Denkungsart stimme so sehr mit der in einem alten Kirchenliede, welches mir ausnehmend schätzbar sey, überein, daß gewiß auch ihm eine Stelle daraus, in der natürlichen, treuherzigen Sprache unsrer Großväter gefallen würde, wo es heißt:

Er hat noch niemals was versehn
in seinem Regiment;
nein, was er thut und läßt geschehn
das nimmt ein gutes End.

Ey nun, so laß ihn ferner thun
und red ihm nicht darein,
so wirst du hier in Frieden ruhn
und ewig selig seyn.

Er hörte mich mit einer stillen Beyfallgebenden Aufmerksamkeit aus, und antwortete, indem er seine Hand in die Höhe hob, und seine Augen von Freude und Rührung glänzten: „O, es ist herrlich, das zu wissen und zu empfinden!“ Er ließ sich hierauf weitläuftig und mit Bewegung darüber aus, wieviel Unwillen und Abscheu ihm von jeher das Verfahren so mancher Leute von großen Geistesfähigkeiten verursacht hätte, die ihren Witz und ihren Scharfsinn unglücklicher Weise darauf verwendeten, diese Stützen der Tugend und des Trostes guter Menschen und selbst der Ordnung, der Sicherheit und des Glücks des gesellschaft-

lichen Lebens, durchaus umzureißen, wobey er noch mit innigem Vergnügen, eines von ihm aus dem Munde eines großen und liebenswürdigen Prinzen gehörten ähnlichen Urtheils erwähnte.

Die Unterredung ward durch eine hinzukommende größere Gesellschaft unterbrochen, und theils auf Geschäfte, theils auf Materien aus den Wissenschaften gelenkt, woran Sulzer mit der Gegenwart, Richtigkeit und Stärke des Geistes Theil nahm, deren man zu allen Zeiten an ihm gewohnt war.

So dachte und sprach bey der Annäherung seines Todes, der Mann, den kein Vorurtheil band; den sein freyer, heller, fester Blick auf die Wahrheit lang ausgezeichnet hatte; den keine aus Todesfurcht entstehende Bußangst eines verwilderten Freygeistes nun erst zur schwärmenden Andacht hinauf trieb, da der Saame dieser Empfindungen in seinen stets geäußerten, aus seinen Schriften hervorleuchtenden, und mit einem durchaus gleichförmigen Leben

bewiesenen Grundsätzen lag; den endlich keine Schwächung des Geistes auf seinem Krankenlager fromm machte, da bis an seine letzten Tage, seine Bekannten die Heiterkeit und Kraft seines Verstandes bewundern mußten, womit sich bey jedem vorkommenden Anlaß und Inhalt von Gesprächen, seine Seele über ihren entkräfteten Körper erhob. —

Das Irrenhaus.

Philotas

an * * *

B—n im Dec. 1790.

Ich setze mich nieder, mein theurer Freund, um Sie mit ganz etwas anderm zu unterhalten, als Sie gerade itzt von mir erwarten mögen. Sie sehen vielleicht einer Einladung in diesen Sammelplatz des Vergnügens und der verfeinertsten Lustbarkeiten entgegen, und ich sendete sie Ihnen auch gern, wenn nicht meine Zeit beynah abgelaufen wäre. Statt dessen erhalten Sie hier die Beschreibung eines der traurigsten, aber mir doch merkwürdigsten Vormittage, die ich hier zugebracht habe.

Das Irrenhaus — so nennt man hier das Gebäude, worin die Unglücklichen, die Blödsinn oder Wahnsinn aus der Verbindung mit ihren vernünftigen Mitbrüdern gestoßen hat, verpflegt werden — hat mir diese merkwürdige Unterhaltung gegeben. Ich kämpfte lange mit

mir selbst, ob ich es meiner Einbildungskraft und meiner Empfindung anmuthen sollte, zu einer Zeit, wo Schauspiele ganz andrer Art auf mich warteten, an diesem schrecklichsten von allen Theil zu nehmen. Denn ich weiß kaum, ob es für den Denkenden und sich in dem Bewußtseyn seiner Denkkraft und aller daraus entstehenden Geistesthätigkeit wohlbefindenden Menschen, etwas Schrecklicheres geben kann, als den Anblick einer beträchtlichen Anzahl von Unglücklichen, die durch den Verlust ihres ersten eigenthümlichsten Vorzugs, viele Stufen unter ihre Würde herabgesunken, und zum Theil tief unter das Thier erniedrigt sind. Endlich siegte — ich will nicht über mich selbst entscheiden, — ob die Neugier, doch auch in diesem Zustand die Menschheit zu beobachten, oder die Vorstellung, man müsse keinen Anblick unerträglich finden, und am wenigsten den, von welchem man nicht bloß mit traurigen, sondern eben so gewiß auch mit nützlichen und herzerhebenden Ideen zurückkommen könne.

Auch für Sie, mein Freund, ist vielleicht die Mittheilung dessen, was ich sah, nicht ohne Nutzen. Ihr letzter Brief sagt es mir wenigstens, daß Sie noch gar nicht von Ihrer Unzufriedenheit geheilt sind. Sie, dem außer der Befriedigung dieses oder jenes vielleicht kaum nützlichen Wunsches, so gar nichts fehlt, was Ihr Leben angenehm machen könnte, wenn Sie die große Kunst zu genießen, besser gelernt hätten. Schauen Sie einmal in diesen Spiegel des menschlichen Elends; vergleichen Sie sich mit diesen Unglücklichen, unter denen, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, Sie sich eben so gut befinden könnten. Oder wenn Sie vielleicht einwenden, daß diese Menschen zum Theil nicht unglücklich sind, weil ihnen das Bewußtseyn ihres Zustandes fehlt, so versetzen Sie sich in die Stelle ihrer Eltern, ihrer Kinder, ihrer Freunde und fühlen das Niederdrückende des Gedankens, in diesem schrecklichen Aufenthalt einen Vater, eine Mutter, einen Sohn, oder einen Bruder zu haben.

Doch

Doch ich will nicht predigen. Wenn meine Beschreibung es nicht thut, so würde alles, was ich darüber kommentiren könnte, es noch weit weniger thun.

Es war in einer frühen Morgenstunde, als ich in Gesellschaft von acht bis neun Personen, denen allen der Anblick neu war, durch die langen prachtvollen Straßen der großen Königsstadt hingieng, zu dem Aufenthalt des Elends. Man hätte uns nur sagen dürfen, wir sollten in das Haus gehn, das die traurigste Farbe trüge. Wir hätten es unter den lichten Gebäuden zur Rechten und Linken nicht übersehen können. An der Ecke einer Straße stand das Irrenhaus; ein gutes massives Gebäude, aber seine Farbe schwarzgrau, traurig wie seine Bestimmung; glatt wie eine Tafel, ohne allen Schmuck der Kunst, die hier so wenig Häuser ungeschmückt gelassen hat; nichts hervorspringend als über der Thür die Jahrzahl der Erbauung, in gothischen misfallenden Charakteren; die Fenster begittert und die Scheiben

blind,

blind, als hätte, was darin wohnt, keine Gemeinschaft mehr mit der übrigen Welt. Vor zehn Jahren, wo man alles mit physiognomischen Augen besah, würde man dies Gebäude höchst physiognomisch genannt haben.

Der Eingang führte durch das Haus gerade auf einen Hof, auf welchem zwölf bis sechzehn Männer, die man nicht lang ansehen durfte, ohne zu wissen daß sie hier zu Hause waren, allerley kleine Geschäfte vornahmen, kehrten, Wasser trugen, Holz klein machten, zum Theil auch müßig aber meistentheils in stetem Gespräch zubrachten. Sie waren größtentheils in braune Jacken gekleidet, einige trugen auch leinene Kittel. Man bemerkte aber deutlich, daß sich einige ungleich mehr als andre im Anzuge vernachläßigten. Kaum wurden sie uns gewahr, als sie sich zum Theil mit freundlich grinzenden Angesichtern, einige mit finsterm Starrblick um uns her drängten, und da wir nach dem Herumführer fragten, sehr geschäftig waren ihn zu rufen.

Indeß

Indeß traten wir in das nächste Zimmer, linker Hand des Eingangs, das mehr einem Saal glich, und dessen Bestimmung wir bald aus verschiednen Reihen von Bänken und einer Art von Kanzel erkannten. Der Krankenwärter, der indeß gekommen war, sagte uns, daß hier Gottesdienst gehalten werde. Man sollte meinen, dieser sey vielleicht nirgends mehr als hier am unrechten Ort, wenn es anders das erste Wahrzeichen echter Gottesverehrung ist, daß man ihm vernünftig diene. Für die wenigen Personen, denen die Verwaltung des Hauses anvertraut ist, bedurfte es bey der Menge von Kirchen keiner besondern, und wenn unter den Unglücklichen sich hier und da Bedürfniß religiösen Zuspruchs und Trostes regen sollte, so würde Gespräch ohnstreitig befriedigender seyn, als die schönste Kanzelrede in bester Form. Die Einrichtung ist sogar schon gefährlich geworden. Zwey Prediger — denn ehemals waren beständige Prediger angestellt — verloren hinter einander den Verstand. Kein Wunder, wenn ihre Einbildungskraft beständig

mit der Vorstellung dieser Wahnsinnigen angefüllt war; wenn ihr Auge nichts sah als Gesichter, aus denen die Verrücktheit sprach, und wenn sie selbst während des Redens die Ausdünstnngen so kranker Menschen einathmeten. Jetzt wechseln die Prädicanten ab. Hoffentlich wird es dahin kommen, daß man das Evangelium, das zwar den Elenden aber doch gewiß nicht den Vernunftlosen geprediget werden soll, gar nicht mehr vor solchen Zuhörern entweiht, oder es vielleicht gar zur zufälligen Ursach macht, die religiösen Wahnsinnigen noch kränker zu machen.

Wir folgten jetzt unserm Führer, einem großen starken Mann, mit dem sich ganz vernünftig reden ließ, und der in den zwey Jahren, die er in der Stelle war, noch einiges Gefühl von Menschlichkeit, das hier so leicht verloren gehn soll, übrig behalten hatte. Die zahlreichere Gesellschaft war, wie wir uns beym Herausgehen alle gestanden, für einen jeden von uns wohlthätig. Man hat mehr Muth

schau-

schauderhafte Anblicke zu ertragen, wenn man sie andre ertragen sieht, und die unmittelbar mitgetheilten Bemerkungen machen dem Herzen Luft, das, wenn es bloß diese gehäuften schrekkenvollen Eindrücke aufnehmen sollte, erliegen würde. Einige der auf dem Hofe frey herumgehenden Menschen schlossen sich an uns an, und es war sehr lästig von ihnen gedrängt, und um Geld und Toback angesprochen zu werden, ob man gleich keinen rechten Muth hatte, sie zurück zu weisen. Wir hielten uns einige Augenblicke auf dem Hofe auf, fiengen mit diesem und jenem ein Gespräch an, frugen nach Namen und Stand, konnten uns aber wegen des beständigen Einredens der Uebrigen, die immer die Antworten des Redenden verbessern wollten, wenig aus ihnen vernehmen. Am gesprächigsten war ein langer noch ziemlich wohl aussehender Mann, der Officier gewesen war und es noch zu seyn wähnte. Er sprach von nichts als Planen, Attaquen, Colonnen und war dabey noch immer in den Zeiten, in denen er seine militärische Laufbahn gemacht haben mochte.

Bald wunderte er sich, warum Winterfeld noch nicht anrückte, warum Schwerin so lange zögere, bald sollte Bredow anmarschieren, bald fehlte es wieder an einem andern großen General. Er war zwar unzufrieden, daß er hier leben mußte, hatte aber sonst weder etwas unangenehmes noch verstelltes. Bloß die Unruhe seiner Augen schien mir charakteristisch zu seyn. Die nähere Veranlassung seines Wahnsinnes konnte ich nicht erfahren, so wenig als bey den übrigen. Unsern Führer schien das noch wenig interessirt zu haben, und die Zeit war überhaupt zu kurz, um bey der Menge Wahnsinniger in die Details zu gehen.

Jetzt öffnete der Wärter der Reihe nach verschiedne Zimmer, in dem Theil des Hauses, welcher für die Männer bestimmt war. Wir fanden sie von mittelmäßiger Größe, nicht sehr hoch, die Luft nicht gleich, in einigen drückend schwer und übelriechend, in andern noch erträglich genug. Den größesten Raum nahmen Betten mit wollenen Friesdecken ein. Es war

überall, hie und da fast zu stark geheizt; doch wohl nicht nach der Empfindung der Elenden; denn in jeder Stube fanden wir Einige, die sich an und hinter dem Ofen wärmten. Viele saßen auf ihren Betten, andre lagen darin, mehrere standen gerade auf. Ich will versuchen einige, die mir noch am lebhaftesten vorschweben — denn freilich verwischte ein Bild das andre — etwas näher zu beschreiben.

Ein großer hagerer Mensch — er war Soldat gewesen — stand in der Mitte des Zimmers neben seinem Bett in unbeweglicher Stellung. Er schien wenig Notiz von uns zu nehmen, wie dies der Fall bey dem größern Theil war; schlug nur zuweilen die Augen auf, ließ sie einen Augenblick auf uns verweilen, und heftete sie dann wieder starr auf den Boden. Antwort war nicht von ihm zu erhalten. Ich zweifle daß er hörte was wir sagten. Seine Seele schien in ganz andern Regionen umherzuschweifen, vielleicht auch nur keine Kraft zu haben, eine Vorstellung mit Bewußtseyn zu bilden.

Ein jüngerer Mensch — ein Bauer — war in seiner Nähe. Er mußte in seinem zwanzigsten Jahr sehr wohl gebildet gewesen seyn. Man sah die Ueberreste, obgleich sein Gesicht zehn Jahr älter, als er selbst seyn mochte, geworden war. Er schien theilnehmender, antwortete einsilbig mit Ja und Nein, oft nur durch Kopfschütteln. Vielleicht sitzt er nach einigen Jahren eben so starr wie sein Nachbar; denn was soll in diesem Ideenleeren Raum seine dem Einschlummern nahe Seele wecken?

Einen ziemlich wohlbeleibten Menschen zwischen dreyßig und vierzig dem Ansehen nach, fanden wir am Ofen stehend. Der Führer sagte uns, er sey ein Engländer. Ich redete ihn Englisch an: Ob er ein Engländer sey? „Ja, antwortete er, von Natur.“ Wir sprachen noch einiges. Die Antworten fielen alle vernünftig, auch drückte er sich im Englischen richtig und verständlich aus, doch in einem gemeinen Dialekt, ohngefähr wie unser Bauer hochdeutsch.

Neben ihm befand sich ein junger Mensch, der wie eingewurzelt an dem Ofen lehnte. Er verzog zuweilen das Gesicht zu einem boshaften Grinzen. Der Wärter erzählte, er sey unbegreiflich stark, und man könne ihn oft mit der größesten Gewalt nicht von der Stelle bringen.

In eben diesem Zimmer zog ein langer hagrer Mensch meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und erregte mein tiefstes Mitgefühl. Alle Züge seines Gesichts hatte innere Angst verlängert: seine Haut schien wie gewaltsam ausgespannt und dabey wie vertrocknet. Sein Auge öfnete und schloß er alle Augenblick, nur zuweilen sah er etwas starr, wie man nach einem entfernten Gegenstande sieht, den man fassen möchte und doch nicht fassen kann. Er klemmte den Rücken so nah an die Wand als er konnte, und fuhr unablässig mit dem rechten Arm in die Höhe, mahlte ohne hinzusehn, das Gesicht beständig gegen uns gekehrt, an der Rückwand Linien und Bogen. So soll er ganze

Tage stehen. Es wäre höchst interessant gewesen, den Ursprung dieser wunderbaren Bewegung aufzuspüren. Aber unser Führer war nicht der Mann dazu. Gewiß muß sie in irgend einer letzten Idee, die seit dem Verlust seines-Verstandes fix geworden ist, ihren Grund haben. Die Vermuthung fand viel Spielraum. Aber sie ist vielleicht nirgends trüglicher als bey solchen Erscheinungen, wo die Natur aus ihrem Gleise getreten zu seyn scheint. Ich konnte diesen unglücklichen, innerlich geängsteten Menschen nicht ohne den innigsten Wunsch verlassen, daß man ihm besser zu Hülfe käme, als in diesem Aufenthalt des Elends möglich ist. Wie sehr mag das stete Zusammenseyn mit Wahnsinnigen sein Elend vermehren!

Ein daran stoßendes Zimmer verdrängte auf einige Zeit diese wehmüthige Regung meiner Seele, durch einen ungleich schreckhafteren Gegenstand. In der Ecke desselben lag auf einem sehr zerstörten Bette ohne alle Kleidung, bloß von einer auch halb zerrissenen Fußdecke umhüllt,

ein Mensch zwischen vierzig und funfzig Jahren. Er war von allen, die wir bisher gesehen hatten, der wildeste, obgleich verhältnißmäßig, jetzt stiller und eben deswegen in diesem erträglicheren Aufenthalt. Er saß halb aufgerichtet im Bette, sein Haar sträubte sich, seine Augen rollten im Kopf, alle Muskeln waren in gewaltiger Bewegung, zuweilen hob sich der ganze Körper, ward aber von einer Kette, womit er an die Wand befestigt war, aufgehalten. Jetzt zog er die Decke über das Gesicht, dann entblößte er sich wieder bis auf den halben Leib. Seine nackten Füße, die er zuweilen vorstreckte, trugen Spuren von Verletzungen, die sein unaufhörliches Umherwerfen begreiflich machte. Der Ton, den er auffahrend von sich gab, und womit er seinen äußersten Unwillen über unsern Besuch auszudrücken schien, war das Anschlagen eines Hundes, das dem lauten Aufbellen vorhergeht. Der Wärter gieng an sein Bette, redete ihm zu, strich ihm den Bart, schlug die Decke zurück, um uns zu zeigen, in welchem Elend er da liege. Dies schien ihn

auf einen Augenblick zu besänftigen. Aber der vorige Zustand erneuerte sich bald wieder. Dieser Unglückliche war der Sohn eines ehemaligen großen Gelehrten, mit dem sich zu seiner Zeit wenige an ausgebreitetem Umfange von Kenntnissen in allen Theilen der Wissenschaften messen konnten, und der nun schon dreißig Jahr zum Jammer seiner Familie abwechselnd im Tollkasten und auf diesem zerwühlten Lager gelebt hatte — wenn dies Leben, Leben zu nennen ist. Ich hatte diese traurige Geschichte oft gehört, wußte daß er nach einer unordentlichen Jugend auf einmal in den Zustand der völligen Raserey gefallen war, hatte aber nicht geglaubt, daß er noch bey dieser Zerrüttung der Seele und des Körpers leben könne. Wie fuhr ich zusammen, als der Führer den berühmten Namen gerade bey dem schrecklichsten von allen den Elenden, die ich bisher gesehn hatte, nannte. Wie viel Philosophie und wie viel Glaube an eine Vorsehung muß dazu gehören, wenn ein Vater, im Genuß des vollesten durch Geisteskraft er-

worbenen Ruhms, den Sohn seines Leibes im Tollhause, unter das Thier herabgesunken wissen muß! — Und doch — ist auch in diesem Labyrinth Gang der Vorsehung. Auch dieser Zustand muß Entwicklung und Bildung zum Zweck haben. Denn in Gottes großem Reich hat entweder nichts einen Zweck, oder Alles.

Einige Gemächer, worin stille, zum Theil strickende und nähende Männer saßen, von denen einige uns neugierig anstarrten, gewährten nach solchen Scenen eine Art von Erholung, die freylich nur auf fürchterlichere vorbereiten sollte. Besonders fanden wir es in einem kleinen Zimmer von drey Betten überaus reinlich. Ein einziger alter Edelmann, der schon an vierzig Jahr das Haus bewohnte, saß auf dem Fußbrett seines Bettes mit niedergesenktem Haupt unbeweglich. Unser Hereintreten schien ihn wenig zu interessiren. An der Thür waren viel Zahlen angeschrieben. Diese anzustarren, zu löschen, wieder zu schreiben, ist nebst eckelhaften Ausbrüchen einer unreinen Phantasie, seine einzige Beschäftigung.

In

In der Ecke einer andern Stube, dicht am Ofen, saß ein dicker untersetzter Kerl, dem man den Bauer in seinem ganzen Gesicht und Wesen ansah. Er hatte ein Stück Brodt, und man würde ohne sein Reden ihn nicht für verrückt, kaum für stupide gehalten haben. Denn die Aufgedunsenheit war offenbar Folge seiner sitzenden Lebensart und der dicken Atmosphäre worin er athmete. Er sagte uns auf unser Fragen, er sey Gott der Vater, citirte verschiedne Schriftstellen, und sprach mancherley Unsinn darüber. Gut meinte er es indeß doch mit den Menschen, wollte sie alle selig machen, und fand es sehr übel, daß die Prediger behaupteten, es würden nicht alle selig werden.

In dem oberen Stockwerk — der Stockwerke waren überhaupt drey — wandelte in einem etwas geräumigen Zimmer eine lange hagere Gestalt im Schlafrock und weißer Nachtmütze umher. Der Mann warf uns einen unwilligen Blick zu, stand einen Augenblick still, fuhr aber bald in seinem unruhigen Umhergehn, in seinem steten

aber

aber höchst unverständlichen Sprechen und beständigen Gesticuliren mit der Hand und besonders den beyden Mittelfingern, mit denen er immer seinen Vortrag, als bestünde er aus lauter Warnungen, zuweilen auch Widerlegungen begleitete, fort. Es war ein Geistlicher aus Sachsen. Einer aus der Gesellschaft frug ihn, wie lange er hier sey? Er bezeugte seine Verwunderung mit Unwillen, daß man den Hut bey einer solchen Frage nicht erst abnähme. Da dies sehr folgsam geschah, stand er doch nicht Rede, sondern fuhr immer in seinem Sermon fort. Sein ganzes Wesen und unruhiges Umherlaufen war höchst ausdrucksvoll. Ich stelle mir vor, er ist so in seinem Studierzimmer umhergegangen, wenn er seine Predigt memorirt hat. Das Gesicht war lang, bleich und unzufrieden mit der Welt.

Ein andrer wohlaussehender starker Mann, ein Soldat aus Spandau, den wir in eben dem Zimmer antrafen, erzählte uns, daß er es beständig so treibe, auch des Nachts oft aufstehe.

stehe. Dieser letztere war, wie er versicherte, und wie der Führer bestätigte, genesen. Auch war eine gewisse Heiterkeit auf seinem Gesicht aufgegangen, die ein vorübergegangnes Wetter ahnden ließ. Es befremdete mich, daß er noch hier sey, und noch mehr seine Befürchtung in seinen alten Zustand, den er so fürchterlich beschrieb, zurück zu fallen, wenn er wieder unter andre Menschen käme.

Ich komme noch einmal auf unsern Officier zurück. Er hatte uns durch alle diese Zimmer begleitet, oft mit gesprochen, war aber, weil uns andre Gegenstände fesselten, wenig von uns bemerkt worden. In dem obern Stock fanden wir einen Coffer. Hier bat er uns dringend ein wenig zu verweilen, holte einen Schlüssel aus seiner Tasche, und sagte uns sehr bedeutend, er müsse nach seinem Arrestanten sehen. Der Coffer war also in seiner Phantasie das Gefängniß. Als er die Decke öfnete lag ein Buch, dessen eine Seite mit buntem Papier, das einen Schäfer und eine Schäferin abbildete, über=

überzogen war. Hier, rief er, sehn Sie nur, der Arrestant ist zu seiner Liebsten gegangen.

Wir verließen jetzt die Abtheilung des Hauses, in welcher die Männer vertheilt waren. Nun waren die Weiber noch übrig, deren Hof auch durch eine Scheidewand von dem andern abgesondert lag. Das erste Zimmer machte uns wenig Lust zu den übrigen. An zwanzig Weiber saßen an Woll- und Spinnrädern. Ihr Anblick würkte auf uns alle gewaltig. Er war ungleich widerlicher als der der Männer. Mit langen ausgereckten Hälsen, höchst entstellten meist schmuzigen Gesichtern, auf denen Trunkenheit, Wollust und Bosheit höchst widerliche Spuren zurückgelassen hatten, die sich mit Stumpfheit und Ohnmacht mischten, sahen sie uns alle an, murmelten unvernehmliche Töne, streckten ihre dürren Hände nach Allmosen, das sie gierig nahmen, und sich gierig beneideten. Einige sahen Megären ähnlicher als Menschen. Ihr borstiges Haar schien jede Bedeckung abzustoßen, und die innere Zerrüttung ihrer Seele

auf ihnen allen jeden Ueberrest einer besseren Bildung vertilgt zu haben. Der unerträgliche Geruch trieb uns aus diesem Aufenthalt, in welchem die weniger Tollen, die Aufseherinnen der Tollen waren.

In einem angrenzenden Zimmer, wo viel Betten standen, in welchen vermuthlich jene die Nacht zubrachten, fanden wir nur ein einziges lebendiges Geschöpf, in dem mittelsten Bett, die Frau eines Geistlichen. Sie saß auf ihrem Lager mit weggewandtem Gesicht, in der Stellung einer Schreibenden. Auch glaubte sie zu schreiben. Ein Stück Makulatur in der linken Hand, fuhr sie mit der Rechten, als ob sie eine Feder hätte, unaufhörlich darauf hin und her. Als wir ihr sehr nahe kamen, lachte sie mit verbißnem Unwillen auf, und fuhr dann in ihrer Arbeit ununterbrochen fort. Sie sah noch jung aus und weniger häßlich als die übrigen. Was mochtest du schreiben, unglückliches Weib? Welcher Wunsch mochte sich drängen in deiner Seele und deine Hand beflügeln?

geln? Ach, schriebst du vielleicht die Geschichte deiner eignen Verirrungen, oder wolltest du einem Menschen, der dich berückt hatte, sagen, wie elend du geworden seyst?

In einem andern Zimmer saß neben einigen stillen Kranken, ein Weib von entschloßnem Gesicht auf ihrem Bett. Sie war die einzige, der unser Führer hart begegnete, ihr, da sie im Begriff war eine Unanständigkeit zu begehn, mit dem Stiel seiner Pfeife auf die Finger schlug, wobey sie laut aufschrie und ihre schon furchtbare Geberde bis zum Schrecklichen entstellte. Sie war eine Mordbrennerin, freylich aus Wahnsinn, und eben darum nur hier eingesperrt. Aber es schien doch würklich jeder Zug von Wohlwollen und Sympathie ausgelöscht zu seyn. Sie foderte ungestüm Geld und Toback mit einem Ton, der nur drohend zu bitten verstand und zu sagen schien: „Gebt mir, oder seht euer Haus brennen!“ Freylich trug wohl unsre Einbildungskraft, was wir von ihr wußten, auf sie über. Aber gewiß

Bayerische Staatsbibliothek München

war ihre Seele eben so moralisch zerrüttet als ihr Gehirn.

Neben bey fanden wir eine sehr ordentliche reinliche Stube, worin die weiblichen Wärterinnen wohnten, zwey gutmüthige Weiber, die aber dem Tiefsinn ziemlich nahe schienen. Man hatte ihnen auch eine Gesellschaft gegeben, die sich wohl ein anderer, den nicht Armuth zu diesem traurigen Geschäft heruntergebracht hätte, verbeten haben würde. Eine wahnsinnige Weibsperson von etwa vierzig Jahren, die sich die Königin der Welt zu seyn träumte. Sie hatte Haare und Hals mit kindischen Zierrathen und Locken geschmückt, aus Holz Scepter geschnizt, wovon sie einen beständig in der Hand trug. Ihr Heer war im Anzuge, um sie aus der Hand ihrer rebellischen Unterthanen zu befreyen. Ueber dies Thema sprach sie unaufhörlich mit einem deklamirenden Ton, der frühe Gewöhnung an ein stolzes und herrisches Wesen verrieth. Man erzählte uns, ein vornehmer Prinz habe im Scherz bey seiner Durch-

reise

Bayerische Staatsbibliothek München

reise durch ihren Geburtsort ihr versprochen, sie zu heirathen. Seitdem sey ihr die Idee unauslöschlich geblieben. Wahrscheinlich war doch wohl vorher schon eine Unordnung in ihrer Seele gewesen, die diesen Scherz veranlaßte.

Wir fiengen an uns nach frischer Luft und nach vernünftigen Menschen zu sehnen, glaubten auch nach allem, was wir gesehn hatten, kaum noch etwas übrig zu haben, als unser Begleiter in dem untern Stockwerk noch eine Thür öfnete.

Das Gemach war in vier Theile durch Bretter abgesondert, völlig wie die Abtheilungen in einem Pferdestall, von gleicher Höhe und Einrichtung. Es war kein lebendiges Geschöpf in diesem Tollkasten wie der Wärter sie nannte, nicht weil es deren keine gab, sondern weil sie hier nur im Sommer, — das Zimmer hatte keinen Ofen — im Winter aber in einem andern liegen mußten. Und so war die-

ses nur Vorbereitung auf das, was uns erwartete.

Wir giengen einige Schritte weiter zu einem andern Zimmer. Dieser Anblick —

animus meminisse horret luctuque refugit

er war das niederdrückendste, das empörendste, was ich mich je von der Menschheit gesehn zu haben erinnerte. Beynah alle verließ hier ihre Standhaftigkeit; mehrere wandten sich beym ersten Eintritt zurück. Jede Beschreibung muß hier hinter der Natur zurückbleiben, jeder Beschreibende muß Bedenken tragen, die Natur erreichen zu wollen. Also nur einzelne Züge!

In den beyden vordern Abtheilungen, gleich der Thür gegenüber, sahen wir zwey unglückliche Wesen auf den Boden hingestreckt. Ein wenig zerwühltes Stroh war ihr Lager, eine alte wollne Decke verbarg einen Theil ihrer Blöße, denn übrigens waren sie völlig unbekleidet. Die eine lag wie erstarrt, ich konnte wenigstens keine Bewegung wahrnehmen. Das

Gesicht war bleich und aufgedunsen, die Arme hager wie vom Elend ausgesogen, und die Finger durch die hervorstehenden Nägel ungewöhnlich verlängert. Man hätte glauben können, sie sey todt; denn selbst das eine etwas geöfnete Auge sah einem gebrochnen ähnlich — und die Luft, die man hier athmete, eine fast unvermeidliche Folge des verlohrnen Bewußtseyns aller natürlichen Absonderungen, konnte auf den Gedanken bringen, die Verwesung zerstöre schon an ihrem Innern. Sie war über dreyßig Jahr in diesem Hause des Schreckens. Die andre war unruhiger, zwar nicht heftig, doch warf sie von Zeit zu Zeit den Kopf auf den harten Boden, und ohne Unterbrechung wimmerte sie einen Jammerton hervor, der Leib und Seele durchschnitt, und worin sie, wie uns der Begleiter sagte, Tage und Nächte ihr Daseyn wegseufzt. Der Ton war die Stimme eines Gequälten, dem ein ewiger Schmerz am Leben nagt, und der froh ist, wenn er allein ist, um sich wenigstens mit diesem Gewimmer trösten zu können. Die dritte Abtheilung war

 leer.

leer. Aber hinter dem Ofen stand ein weiblich Geschöpf in einen Frieslappen gehüllt, klappernd vor Kälte, ob es wohl warm war. Ich sah sie nur einen Augenblick, und war zu voll von dem, was vor mir lag, um noch mehr Elend zu suchen.

Ist es würklich Wohlthat, das Leben von Personen zu erhalten, die bis zu dieser Stufe des Elends herabgesunken sind? Oder wäre nicht die Hand, die sich gegen sie bewafnete und ihrem Leben ein schnelles Ende machte, wohlthätiger als die, welche ihnen Nahrung reicht, damit sie sich länger quälen, oder Heiltränke, damit sie wenigstens methodisch sterben? Oder mit Stock und Peitsche sie für das züchtigt, woran ihre Seele keinen Theil genommen hat? Es ist schwer diesen Zweifel zu unterdrücken. Es scheint doch so gar kein Verhältniß zwischen einem Augenblick des Todes, der irgend einmal kommen muß, und einem Zustande, der auf keinen Fall schlimmer werden kann, und der Verzögerung dieses Augenblicks, die mit solchen

langen Leiden erkauft wird. Und dennoch möchte auch der unbefangenste Untersucher sich hier zuletzt mit dem, der die positiven Gesetze für das letzte Forum hält, und keine Appellation an die gesunde Vernunft anerkennt, auf einen Punkt zusammentreffen. Nicht dem Aberglauben allein werden Rasende und Wahnsinnige geheiligte Personen seyn. Sie bleiben es auch der ruhigsten Vernunft. Sie begreift, daß der Werth des Menschenlebens für die Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und billigt es, wenn die Verletzung der Vernunftlosen so gut Verbrechen heißt, als die des Vernünftigen. Sie lehrt, daß jede Ausnahme von der Regel: Erhalte das Leben deiner Mitmenschen so heilig als das deine! um so gefährlicher ist, weil es, wo sie einmal verstattet wird, unmöglich bleibt, ihr eine Grenze zu setzen. Sie erinnert sich noch zu rechter Zeit, daß man dem Despotismus ein neues Schwerdt in die Hand liefern würde. Denn einen Menschen, den man durch Druck trübsinnig gemacht hat, für wahnsinnig und in kur-

zem für unheilbar toll zu erklären, ist ja so schwer nicht, und hätte man ihn erst da, so würde er dann von Rechtswegen aus der Welt geschafft.

Und wenn bey allen diesen Gründen dennoch das sympathetische Gefühl mit der leidenden Menschheit zu stark wird, so wird wieder die kältere Vernunft ihr zum Trost sagen, daß der Zustand dieser Verlaßnen minder elend, als er unsern Augen scheint, und gerade diese Stumpfheit des Gefühls in ihrer Lage die größeste Wohlthat ist.

Diese letzte Vorstellung kam mir eben noch zu rechter Zeit zu Hülfe, als ich einen neuen Anblick bekam, der alle vorige an Schrecklichkeit übertraf. Es war in dem Zimmer, das ich beschrieben habe, noch die vierte Abtheilung übrig, die ich für leer hielt. Ich sah über die bretterne Scheidewand und bemerkte nichts als Stroh und einen grünen Lappen. Hat hier auch jemand gelegen? — frug ich den Wärter: „Und sehn Sie denn nichts, war seine Ant-

Antwort? So sehn Sie doch!“ Indem lehnte er sich mit mir herüber, stieß mit seiner Pfeife auf den Lappen, und ein fürchterliches: „Dummes Vieh, rührst du dich denn nicht?“ entfuhr seinem bis dahin noch ziemlich menschlichen Munde. Drauf riß er den Lappen weg. Da sehn Sie — seit drey Monaten ist sie erst hier und schon zusammengewachsen wie ein Knaul. — Ich gestehe daß ich zu schwach war, länger als Augenblicke diesen Anblick, — die übrigen waren beynah alle weggegangen, — auszuhalten. Aber diese Augenblicke waren genug, um mir das ganze Elend dieses, vermuthlich durch schreckliche Krämpfe zerrütteten Mädchens, an der alle Glieder verzogen, alle Gelenke verschwollen oder aus ihren Fugen gekommen waren, die mit einem heulenden Ton aufschrie, und sich, wenn es möglich war, dann noch fester zusammen rollte, unvergeßlich zu machen!

Es war wie durch eine stillschweigende Verabredung bey uns allen, ohne daß wir uns

etwas sagten, entschieden, nach dem was wir nun gesehen hatten, nichts mehr sehen zu können, und nichts mehr sehen zu wollen. Wir waren auch würklich am Ende, wenigstens ward uns nichts mehr gezeigt, und wir verließen dies merkwürdige Haus unter mannichfaltigen Betrachtungen und Gesprächen. Jedem war etwas anders das fürchterlichste, das unerwartetste gewesen; doch kamen alle überein, daß die letzte Scene durch keine übertroffen werden könne.

In einer stillen Stunde, als ich Abends gegen sechs von einem großen Prunkmahl aufgestanden war, und mich einsam in meinem Quartier von dem Gewühl des Tages erholte, stieg noch einmal das Bild jener Stunden, die ich in dem Wohnort der Vernunftlosen zugebracht hatte, vor meiner Seele auf.

Welch ein Abstand! sagte ich zu mir selbst, von dieser höchsten Verfeinerung des Wohllebens bis zu jenen Beklagungswürdigen hinab. Hier Menschheit und dort Menschheit! Hier Leben und dort Leben! Aber in welchen Contra-

sten! Und doch wieder wie nah an einander! In dem Mittelpunkt der großen Königsstadt, ringsumher der Vollgenuß alles dessen, was die erfinderische Kunst zur Erhöhung, Vermehrung, Verfeinerung der Bedürfnisse hervorbringen konnte — eine so beträchtliche Anzahl von Menschen, denen das erste, das unentbehrlichste Bedürfniß der Menschennatur, Vernunft fehlt. Vernunft, die ihnen, wenn die ganze große Königsstadt und alle ihre Reichen und Mächtigen sich vereinten, doch keiner zu geben vermöchte. Man könnte die dunkeln Mauern dieses Hauses von Marmor bauen, man könnte jedem dieser Unglücklichen ein Prachtzimmer und ein bequemes Lager anweisen, sie mit dem besten Mark nähren, ihnen jede Bequemlichkeit wiedergeben, aber dennoch würden sie bleiben was sie sind; deiner beraubt, erstes Heiligthum der Menschheit, Vernunft; die elendesten unter den Menschen!

Elend wenigstens in Rücksicht auf alles, was unser Gefühl zum Wohlseyn rechnet, wenngleich

dieser Vorstellung entbehrend; vielleicht weniger für ihr eignes Gefühl. Dies kann sie unsers Mitleids nicht weniger werth machen. Denn wir wissen doch, daß sie entbehren was wir besitzen, und was sie besitzen könnten.

Der Genuß des Lebens, wie ist er für sie dahin, oder auf welche armselige Befriedigungen ist er zurückgebracht! Ihr Verhältniß gegen die Welt außer ihnen, wie so ganz anders, als das Verhältniß des denkenden und thätigen Menschen. Für manche ist selbst in der Vorstellung keine andre Welt da; für andre ist das enge Haus die Welt. Für andre, die gewiß nicht die Glücklichen sind, hat es einst eine Welt gegeben, aber sie ist gestorben; jedes zarte Band der Natur und des geselligen Lebens abgeschnitten, jede Sympathie aufgehoben, jedes vielleicht vormals so süße Verhältniß gestört. Freunde und Verwandte kehren hier den Rücken und scheuen ihre Plage.

Wie man sich endlich selbst von dem geliebtesten Todten wegwendet, wenn die Verwesung

nun

nem ihren Raub fodert, so wendet sich hier der Gatte von dem Gatten, der Liebende von der Geliebten, vom Sohn der Vater und die Tochter von der Mutter, wenn Wahnsinn oder Raserey die Seele zerstört, und die weicheste Empfindung so gehärtet hat, daß jeder Ausdruck der Theilnehmung und Liebe an ihr zurückprallt. Ein Menschengeschlecht könnte um sie her wegsterben, und ein neues gebohren werden, und sie würden nicht wissen, daß sie unter andern Menschen lebten. Für diese aus dem Buch der Menschheit hier ausgestrichnen ist keine Zeit mehr. Für sie schlägt kein Glockenschlag, für sie geht kein Morgen zur Thätigkeit auf, und keine Abendsonne unter zur Ruhe.

Aber für sie wird ein besserer Morgen aufgehn, — deß freue sich, wessen Herz bey einem solchen Anblick oder bey dieser Beschreibung geblutet hat. Die Hülle wird endlich doch wegfallen, die das unverdorbne Auge ihres Geistes unfähig macht, Wahrheit zu sehen. Dieses thierische Leben kann unmöglich letzter Zweck

der

der Schöpfung seyn, wenn uns nicht alles in unsern Vorstellungen von einem weisen Regierer der Welt verwirren soll. Aber das Räthsel ist gelößt, sobald sich unser Geist über die Schranken der Zeit erheben darf, wo

was in der Dinge Lauf hier misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

Br.

Br. v. M*** an Philotas.

Das ahndete ich nicht, als ich das erstemal die Geschichte Amyntors las, daß sie bald so ganz die Meinige werden sollte. — Und doch ist es so! Es gewährt dem Leidenden einige Beruhigung, wenn er von seinem Verlust reden darf. Von Philotas darf ich es eben so sicher erwarten, daß ihm die Klagen eines verwundeten Herzens nicht mißfallen werden. Er hat mich schon mehr als einmal ohne daß er es wußte, getröstet.

Meine Freundin war eine gebohrne v. D. aus S. Drey Jahr hatte ich sie gekannt, ihrer Vorzüge wegen geliebt, eh sie meine Begleiterin ward. Ich schildre sie nicht. Deine Augusta *) ist ganz das treue Bild meiner Verklärten. Unsre Ehe — o ich habe keinen Begriff, daß es eine glücklichere geben kann. Ihr sanfter Charakter, ihr reines Gefühl für Religion und Tugend, ihr freundschaftvolles Herz, ihre eigne Bewußtlosigkeit ihres ganzen

Werths,

*) Man sehe den I. Theil. S. 248.

Werths, hatte ihr von allen guten Menschen Hochachtung und Liebe erworben. Ueber sie gab es nur eine Stimme, und dies herrliche Geschöpf war — Nein.

Wir lebten auf einem Landguth — das nicht reizend wie Amyntors Wohnsitz war, aber das durch Fleiß und Arbeit ihm mit der Zeit ähnlich geworden wäre — bey vielen Unbequemlichkeiten, dennoch das glücklichste Leben, das Sterbliche leben können. Wir waren zwar beyde Fremdlinge im Lande, hatten im Umgang der dortigen Menschen noch nicht die Entschädigung gefunden, welche uns die in unserm vorigen Aufenthalt zerrissenen freundschaftlichen Verbindungen ganz ersetzt hätte; aber wir lebten uns selbst — waren zufrieden, weil wir uns genug waren, und der Ausdruck dieser Zufriedenheit war täglicher Dank gegen den, durch den sie uns ward. Sie schuf für mich alle Freuden des Lebens; ihre Gütigkeit, ihre Sanftmuth, ihre reine Frömmigkeit knüpften das Band unsrer Liebe stets fester. Wer uns sah,

freute sich unsrer nach dem Maaß seiner Empfänglichkeit. Ach es vergieng auch kein Tag, wo ich die Seligkeit einer solchen Verbindung, die doch alles, was ich mir vorher davon versprochen hatte, übertraf, nicht von neuen Seiten kennen lernte. Und dieses Glück — das meine Sprache vergebens zu beschreiben versucht — dauerte — nur Ein Jahr und acht Tage. Es scheiterte gerade da, wo ich den Gipfel menschlicher Freuden zu erreichen hofte. Sie gebar mir eine Tochter, die nur vierzehn Tage eine Mutter hatte. Und in diesen vierzehn Tagen — o Philotas, was litt sie da, das edle Weib, und wie litt sie! In unaufhörlichen Schmerzen, ohne Schlaf, ohne Augenblicke der Erholung — und dennoch ohne Klage. Mit einer bewundernswürdigen Geduld und Standhaftigkeit, immer voll der Hofnung, Gott werde doch endlich alles gut machen, ertrug sie alle Schmerzen, war mehr für ihre Freunde als für sich besorgt, und vor allen für mich und ihr Kind. Es war ihr immer ein so süßer Gedanke gewesen, ganz Mutter zu seyn.

Mit inniger Freude reichte sie ihrem Säugling die Brust. Aber ihre Schwäche erlaubte es nicht weiter. Sie ergoß sich in Thränen als es ihr der Arzt untersagte, und nie erblickte sie ihr Kind an der Brust der Amme, ohne daß ihr schönes Auge schwamm — heilige Thränen der Mutter, wie wenige geweint werden! An der Pforte des Todes blieb Dank gegen Gott, wie es immer war, ihr stärkstes Gefühl. Mit unglaublicher Fassung nahm sie dann Abschied von mir, von ihrer Mutter, ihrer Schwester, ihren Pflegerinnen in der Krankheit, und dann bat sie mich das Gellertsche Lied noch einmal zu lesen: **Ich hab' in guten Stunden!** Mit solchen Erinnerungen genossener Freuden, mit Dank gegen Gott und mit dem sichern Bewußtseyn, auch im Grabe in der Hand Gottes zu seyn, gieng mein theures Weib mit völliger Heiterkeit dem Tod entgegen, und entschlief am 27. Jun. so ruhig im drey und zwanzigsten Jahr ihres Lebens, wie man nur immer entschlummern kann.

Ich habe genug gesagt, um Philotas zu überzeugen, daß ich unendlich viel verlohren habe. Eine solche Gattin — eine solche Freundin, und mein armes Kind eine Mutter, deren Beyspiel allein zu einer glücklichen Erziehung genug gewesen wäre!

Bedarf es denn einer Beschreibung meines Schmerzes? Ich habe mich zwar von jeher gewöhnt, über Schicksale, die Gott verhängt, nie in laute Klagen auszubrechen — gewöhnt bey allen Uebeln dieser Welt, nie ein genoßnes Gut ganz unbemerkt entschlüpfen zu lassen. Tod und Grab und Verwesung würkten wohl bey mir traurige aber nicht schreckliche Vorstellungen. Ewigkeit und Unsterblichkeit waren mir nie leere Namen. Dies bewahrte mich, mitten im tiefsten Gefühl meines Schmerzes, vor Murren gegen die Wege der Vorsehung. Aber dies alles verringert doch mein Leiden nicht. Ach! es ist nur eins mit meiner Natur. Ich mag auch nicht davon befreyt seyn. Die Thränen über meinen Verlust sind mir süß.

Das, was Philotas für die Leidenden gesagt hat, stärkt auch meine Seele zu mancher frohen Aussicht, würkt auf meine Empfindung, erhebt mich zu Hofnungen, mit denen ich nie fremd gewesen bin, und dringt mich oft von neuem, Gott mitten im Schmerz mit Thränen für alles verliehene Gute zu danken — zu danken auch für das Eine so ganz glückliche Freudenjahr. Aber dennoch fühl ich, daß meine Glückseligkeit für diese Erde dahin ist, und daß mein unbeschreiblicher Verlust nur Bitterkeit über meine künftigen Tage streuen wird.

Davon bin ich wohl gewiß, daß Ihr Schicksal nicht anders als gut seyn kann. Sie ist in Gottes Hand — sie reift itzt schneller zur Vollkommenheit. Auch hat Himmel und Erde nicht aufgehört für mich voll Pracht und Schönheit zu seyn, und erhebt mich noch zur Anbetung des Allmächtigen. Ich ahnde in dem Kinde, das sie mir zurückließ, noch manche künftige Freuden. Aber stumpf ist doch für dies alles mein Gefühl geworden. Ach, ich wäre doch

ganz anders glücklich, wenn Sie mich begleitete; es würde alles ganz anders auf mich würken, wenn ichs mit Ihr genöße. Ihr Kind, aufgezogen von Ihr, hätte nur sie nachahmen dürfen, um gut zu werden; itzt muß ich zittern vor dem Schicksal des hülflosen Säuglings. Die Süßigkeiten meines Umgangs sind verlohren — und selbst meine Anbetungen, meine Dankgebete an Gott, wie viel wird ihnen an Wärme und Innigkeit fehlen. Ich konnte ja so ganz von ihr sagen, was Semida von Cidli sagte:

Wie konnt ich zu sehr die lieben, mit der ich
Jenes erhabnere Leben vielmehr, als dieses am Staube
Wünschte zu leben? Mit der ich, es sey dort, oder auf Erden,
Angefeuert durch sie, den ewigen Schöpfer der Himmel,
Unsern Schöpfer, noch mehr zu lieben, so innig verlangte?

Sie wieder zu sehn, die ich hier so unaussprechlich liebte, Ewigkeiten mit ihr zu durchleben — diese Hofnungen, die nur Gott mir (das ist mein tägliches Gebet) lebhaft genug erhalten wolle, sind die einzigen, die meine Seele aufheitern können. Alles übrige, was sonst zur Freude aufforderte, kann nur Augenblicke die Seele beschäftigen, nie fesseln.

Ich habe Ihre Geduld wohl sehr geprüft! Aber vielleicht erfreut es Sie doch, daß es immer noch Menschen giebt, die im Unglück nicht ganz muthlos sind, und in Stunden der Leiden nicht der guten Tage vergessen. Dies war mir ein Bestimmungsgrund mehr, Sie zum Theilnehmer meines Schmerzes zu machen.

Möge es Sie denn auch freuen, an meiner verklärten Freundin wieder einen Beweiß mehr zu haben, daß wahre Religion in allen Fällen des Lebens die herrlichste Würkung äußert! Möge es Sie freuen, daß diese edle Seele noch da Gott danken, und genoßner Freuden dankbar gedenken konnte, wo sie so unaussprechlich

lich litt; wo sie alles verlassen mußte, was ihr wahrlich recht theuer war. Möge es Sie endlich auch freuen, mir in den herben Tagen der Leiden Trost gegeben zu haben.

Antwort.

Sie sind, mein verehrter Freund, den Quellen des Trostes so nahe, daß ich mehr Ursach habe Sie zu bitten aus ihnen zu schöpfen, als Sie erst darauf aufmerksam zu machen. Wohl dem, den Schläge wie diese so vorbereitet treffen!

Ich bin fest überzeugt, daß Sie kein Wort zu viel über Ihren Verlust gesagt haben, und weiß es itzt aus Erfahrung, wie wahr auch unser Klopstock gesungen hat:

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Mühvolles Leben bodenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der bängste,
Wär sie nicht auch, die Geliebte, sterblich.

Und dennoch, mein Freund, haben wir kein Recht, für uns eine Ausnahme von Leiden zu erwarten, die vor uns unzählige unsrer Brüder betroffen haben, und nach uns wahrscheinlich noch unzählige treffen werden. Wenn wir denn von dem Allweisen dazu erkohren sind, diesen bittern Kelch auszuleeren, so bleibt uns nichts übrig als willige Unterwerfung.

Nur diese Unterwerfung erhebt uns über die vergebnen Versuche, Grund und Ursach, warum uns gerade dies Schicksal traf, entdecken zu wollen. Diese Versuche sind um so weniger gerecht, da es uns so selten im entgegenstehenden Fall einfällt zu fragen, warum wir gerade zu dem Genuß so außerordentlicher Freuden gelangten? Auch halten sie unsre Beruhigung auf, anstatt sie zu befördern, und führen uns in ein Labyrinth von Zweifeln, aus dem doch itzt kein Ausgang zu hoffen ist.

Es ist weit besser, daß wir in solchen Lagen wie die Ihrigen, mit Liebe an den Bildern der Vergangenheit hangen, und uns alle das

Gu-

Gute zurückrufen, das nun freylich für uns verlohren ist, aber das doch unser war, uns schöne Stunden und Jahre verschaft hat, die wir nicht aus unserm Leben missen möchten. Nur dann müssen wir uns von ihnen losreissen, wenn sie zu herrschend in unsrer Seele werden, ihre ganze Thätigkeit hinnehmen, und uns für die Geschäfte unsers Berufs unbrauchbar machen. Ich kann nicht der Meinung derer seyn, die von dem Leidenden, der alles verlohren hat, was ihm theuer war, verlangen, er solle jede Spur davon um sich her vertilgen, jede Zerstreuung willkommen heißen, sich Gewalt anthun zu vergessen was er hatte, um jede aufwachende Sehnsucht zu betäuben. Diese würden Ihnen vielleicht nichts dringender zu rathen haben, als das theure Kind Ihrer Liebe weit von sich wegzubannen, dessen Anblick Ihnen freylich eben so oft Ihre Wunden aufreißen, als den Verlust erträglicher machen wird.

Es mag freylich philosophischer scheinen so zu handeln; aber der menschlichen Natur ge-

mäßer scheint es mir, dem Schmerz nachgeben, dulden, nur nicht unmännlich seiner Gewalt erliegen. Wenn Sie die erste Trennung von Ihrem Kinde überwunden hätten, so würde es allerdings leichter seyn, der zerrissenen Verbindungen zu vergessen, und sich an neue zu gewöhnen. Denn unsre Natur ist nicht dazu gemacht, Vorstellungen, die durch keine äußern Eindrücke wieder erneuert werden, gleich lebhaft zu behalten. Aber ob Sie es nicht der Pflicht, ob Sie es nicht der Liebe zu Ihrer Entschlafnen schuldig sind, diese immerhin bittern, aber doch auch in der Folge wieder süßen Erinnerungen nicht zu scheuen? Von wem würde Sie Ihr Kind lieber gebildet sehn, als von der Hand des **Vaters**? Unter wessen Obhut würde Sie es sicherer glauben, als unter dem Schutz des **Vaters**? Wie schwer würd' es Ihr das Sterben gemacht haben, wenn sie hätte ahnden sollen, daß nicht bloß die Mutter, sondern auch der Vater, den armen Fremdling verlassen würde.

Ich weiß, daß man dies nicht ohne Ausnahme zur Pflicht machen kann. Es giebt Fälle, wo es das Beste des Kindes ist, andern Händen übergeben zu werden; wo Amt und Beruf zu sehr zerstreuen, und wo es Weichlichkeit oder Schwärmerey wäre, seinem Vergnügen oder seiner Empfindsamkeit nachzugeben. Dies ist Ihr Fall nicht, und darum glaubt ich es Ihnen schuldig zu seyn, einen Entschluß zu unterstützen, den mich der ganze Ton Ihres Briefes eben so gewiß erwarten läßt, als ich sicher bin, daß man ihn in Ihnen wankend zu machen suchen wird. —

Ueber das Schicksal Ihrer Vollendeten möchten Sie gern mehr wissen? O wer möchte das nicht? Es ist der nächste natürlichste Wunsch, bey dem Anblick unsrer geliebten Todten, sich ihren neuen Zustand vergegenwärtigen zu können. — Und wenn wir es nun könnten — würde nicht vielleicht das Anschauen ihrer Glückseligkeit, bey uns zur ungeduldigen Sehnsucht werden, und uns, denen itzt schon die Erde,

ohne sie wie ein Jammerthal vorkommt, alles Gute, was uns noch übrig geblieben ist, übersehen lassen.

Darum, mein Freund, lassen Sie uns getrost, aber ruhig nach jener bessern Welt, die unsre Entschlafnen aufgenommen hat, hinblicken. Sie bleibt, wenn es uns zu öde werden will, allerdings der beste Trost. Sie verbürgt es uns, wenn alle andre Vorstellungen nichts mehr würken wollen, daß es doch gewiß anders werden wird. Und so lange wir die Aussicht noch immer behalten, kann die Nacht unsrer Leiden nie ohne Lichtstrahl seyn. — —

An ***
bey dem Verlust seiner Tochter. *)

Mit der herzlichsten Theilnehmung schreibe ich dieses an Sie, mein Freund, da Gott Sie so tief gebeugt hat. Auch dies ist einiger Trost, wenn man weiß andre leiden mit uns, und wissen was Vaterliebe ist, und haben gefühlt, wie es thut, sein Kind verlohren zu haben. Und doch sind unsre Kinder uns nur geliehen von Ihm, vor dem sie noch immer leben, und in seinem Reich, zu dem er uns aushelfen wird, um sie da von ihm, ganz zu unsrer Freude erzogen, wieder zu bekommen.

In der ersten Zeit, mein Lieber, wenn er sie uns entrückt, sehen wir ihnen bloß in ei-

ner

*) Dieses inhaltvolle Schreiben hat einen sehr würdigen Mann und Freund des Herausgebers zum Verfasser, mit dessen Erlaubniß es hier, gewiß für viele willkommen, noch einmal abgedruckt wird. Es steht auch in den fast zu wenig bekannt gewordnen Trostschriften zur Aufrichtung für Leidende, die über den Tod ihrer Gatten, Kinder und Freunde trauren. Halle, 1783. I Th. 213.

ner Betäubung nach, fühlen noch, was sie gelitten haben, freuen uns mit Wehmuth, daß sie ausgelitten haben, empfinden darüber weniger, was uns dies gekostet hat. Aber wenn die schmerzhaften Eindrücke von ihren Leiden sich gelegt haben, wenn wir uns umsehn und haben sie nicht mehr, können unsre Freuden nicht mehr mit ihnen theilen; wissen nicht wie sie itzt gegen uns stehen? wo? wie bald oder wie spät wir sie erst wieder sehen? — ach mein Freund, warum reiße ich mir und Ihnen Wunden auf?

Lassen Sie uns allein auf Gott sehen, dessen Güte so weit reicht, als der Himmel ist, in oder unter dem auch unsre Entschlafnen sind. Ein größeres Opfer können wir ihm nicht bringen, als wenn wir ihm unsre Kinder gern überlassen, das heißt: von Herzen glauben, daß Er sie noch mehr liebt, und für sie mehr sorgen kann und will, als wir, die wir bey allem Gutmeinen, selbst aus herzlicher aber zu kurzsichtiger Liebe gegen sie, ihnen oft nicht helfen können, und oft in der besten Meinung

sie

sie unglücklich machen. Lassen Sie uns glauben, daß es wahre — freylich viel kostende und unerkannte — Wohlthat ist, daß er sie uns genommen hat, hingegen ihr und unser großer Schaden gewesen wäre, wenn er sie uns erst später genommen hätte; — daß seine Allmacht, Weisheit und Güte unerschöpfliche Quellen hat, ihnen über alle unsre Begriffe wohl zu thun; — daß es unmöglich ist, daß er sie uns sollte nur gezeigt, eine so innige Liebe, die nur Eltern empfinden können, in uns gegen sie gelegt haben, die in Ewigkeit nicht befriedigt würde, uns für sie so inniglich eingenommen haben, um uns durch einen ewigen Verlust zu quälen. Nein, der nächste Gedanke von dem, daß wir unsterblich sind, ist der, daß wir unsre **Lieben** wieder sehen werden. Denn was wäre alle Unsterblichkeit für ein Vaterherz, das seine Seligkeit nicht mit denen, die er liebte, theilen könnte?

Gott, unser und ihr Vater, der uns des unschätzbaren Glücks würdigt, Vater zu seyn, befestige diese Ueberzeugung in Ihnen, mein

Freund,

Freund, auch in den Stunden, wo Sie, wie es mir noch oft geht, fühlen, wie viel Ihnen fehlt, daß Sie ihr Kind nicht bey sich haben, damit Sie es von Herzen, durch viele theure Vorempfindungen der Ewigkeit erkennen, was das sey, dereinst mit Ihrem Kinde reinere unverbittertere und itzt unnennbare Freuden theilen zu können. Mein ganzes Herz wünscht Ihnen diese, freylich hier auf Erden mit Wehmuth vermischte Freuden; nie können wir es hier anders, als uns mit Wehmuth freuen, und in unsre süßen Hofnungen unsre Thränen mischen, bis dahin, wo Gott auch in dieser Absicht alle unsre Thränen trocknen wird.

Er kann sich, auch als Vater, nicht verleugnen, und wird an Ihnen, wenn Sie sich an ihn halten, überschwenglich mehr thun, als Sie bitten und verstehen.

Ich bin der Hofnung gewiß, er werde Sie auf seine Art kräftigst unterstützen, und Sie dereinst von den gesäten Thränen reiche Freuden ärndten lassen.

N.

An Philotas.

Ich freue mich — du bist nun näher mir
Mein väterlicher Freund — und öfter wird
Dein Auge meinem Auge nun begegnen,
An gute Menschen meinen Glauben festen,
Mich meine Brüder innig lieben lehren
Und so des Glückes reichsten Born mir öfnen!

Wenn ungesehen an dir hin ich gehe
Durchwallt michs froh, dein Freund, dein Freund zu seyn!
Wenn deine Hand in meine fallen wird
Werd' ich sie drückend halten, still und ernst
Dann schwören, meiner würdig einst zu seyn.
Durch deine sanfte Weisung werd ichs werden,
Denn wie den stärkren Ulmbaum fest umschlingend
Nun fröhlich in die Höh der Rebstock steigt,
So stützt am weisen Freunde sich der Freund.
Der Freunde Liebe, ach das seligste
Gefühl, der Menschen allerreinstes Glück,
Ist selbst der hohen Tugend nah verwandt
Hält offen ihrer Majestät die Seele.

Wenn du, mein våterlicher Freund, mich
liebst,
Du hůlfreich deine Segenshand mir reichst,
Daß aus so vieler Schwåchen Nebelthale,
Ich erst zu hőhrer Tugend lichter Hőhe
Nun meine raschern Schritte zåhle; wenn
Dann froher Muth das můde Herz erquickt,
Dann edler Stolz das tiefgesenkte Haupt
Vom Boden hebt; wenn sanft erheiternd dann
Der Hofnung frischer Strahl die Brust belebt,
Daß, diese gute Welt noch zu verbessern,
Nicht ganz alltåglich ich mitwůrken werde —
Wenn dies erst ist, o dann hat meine Seele
Noch Kraft des Stahls genug, dann kann,
dann werd' ich
Fůr Menschheit, Recht und weise Freyheit
Mit Feuereifer ringen; kann den Feind
Dann lieben, freudig fůr den Freund dann
sterben.
Dann, neu geschårft, durchdringt mein Geist,
zerstreut
Des Wahnes dicke Wolken, daß die Sonne
Der Wahrheit strahlender hier unten leuchte.

Ein=

Einschläfernd trug bis diesen Augenblick
Mein Genius mich auf weichgeschwelltem Polster,
Und gähnend reichte Speis' und Trank er mir:
Nie sandt' er prüfend mir wohlthätig Leiden,
Nie führt er warnend mich in Noth, nie härtend
In wünschenswürdige Gefahr; nie ließ er
Ein glorreich Ziel mir glänzen, edle Gier
In Brand zu setzen, meine Kraft zu spornen.
Von todter Still' und öder Einform ich
Umgeben, und zum Schlaf geladen, schlief,
Und tief vergraben, dick umrostet lag
Ach! mein Talent — doch, lebhaft fühl ich dies,
Zernaget und vernichtet wards noch nicht.

Es schmerzet tief, wenn der und der, von mir
Geehrt, geliebt, tief unter sich, herab
Zu mir den flüchtgen Blick zu werfen, mich
Nur zu bemerken auch nicht würdiget.

Noch tiefer schneidets, wenn der eigne Blick
In sich gewandt, ein Land mit fettem Boden
Wie eins des regsten Fleißes werth, erblickte;

Wie könnten Städt' und Dörfer sich drauf
drängen!
Ach aber Sumpf und Schilf bedeckens noch
Und sein Gesträuch bringt keine goldne Frucht!

Nein länger trag ichs nicht, so unter Zahlen
Die Reihe füllend träg' als Null zu stehen,
Ein Herz, weit offen einem Meer von Freuden,
Und oft kein Tröpflein Glück darin zu haben.
Ich trag es länger nicht, da wo ich gieng
Nur wüste Spur, nie, nie ein reiches Feld
Des Segens hinter mir entblühn zu sehen,
Mit trunknem Auge nie zu schauen, wie
Der guten Thaten dichte Schaar mir folge.
Ich trag es nicht, zum heiligsten Geschäfte
Berufen seyn, zu dem das weiche Herz
Der Unschuld deinem Urbilde, Allvater,
Fest nachzuformen, und von deinem Lichte
Die reinen Strahlen in der Lernbegierde
Entzückten neuverklärten Geist zu leiten, —
Hiezu berufen seyn, und doch verdrossen
Und zaudernd nur am großen Werk zu födern,
Für alles Gute innig zwar zu glühen,

Und

Und doch die Hand träg in den Schoos zu
legen —
Das trag ich länger nicht. Ach den Verrath
An meiner Pflicht, und an der Welt, und mir,
Wie rächt der Seele Freudenleere, wie
Der Selbstverachtung Folter quälend ihn!
Ich trag es länger nicht. Ich schwörs, es gelte!
Ja, kämpfen will mit aufgeraffter Kraft
Ich gegen der Unholde Rotte, die
So siegend und so peinigend bisher
Mit der Gewohnheit dieser Riesin, im
Verfluchten Bunde, meine edle Seele
In schimpflichen und engen Banden hielt.
Ich will, vom schnöden Dienst zertretender
Gebrechen frei, mein eigner Herrscher sein.
Ich will aus Trümmern zum geordneten
Gebäude mich erheben, wo ermüdet
Der Pilger, vor des Sturmes Rasen, und
Der Sonne Glühen, sich hinflüchten könne.

Und ward vielleicht im feigen Joch die Kraft
Zu sehr gebrochen, rinnt der bittre Schweiß
Umsonst, erlieg ich ach! im edeln Kampfe,

Soll ewig ich ein schlaffer Sclave seyn,
Soll vor dem bessern Freunde stets mein Auge
Beschämt zu Boden sinken, nie entflammend
Von heilger Freundschaft Feur mit festem Blick
Auf seinem Antlitz stehn, soll immer ich
Nur höhnend Mitleid, nimmer Achtung finden? —

— — — — — — —

Du der Befreiung Stunde, o so komm,
Und Dolch und Stärke gieb dem Arm, mich endlich
Aus härtrer Sclaverey zu retten, als
Die war, die Cato floh; des Grabes Nacht
Und fester Schlaf o komm, wann keine Nattern
Mehr am zerstäubten Herzen quälend nagen!

**.

An

An * *

zur Antwort.

Soll ich dich trösten, oder soll ich zürnen?
Hat würklich bis zu diesem Fiebertraum
Vom Wegfliehn aus der schönen Gotteswelt
Sich deine Phantasie verirrt? Hat würklich,
Auch nur für einen Augenblick, der schwache
Ohnmächtige Gedanke des Verzagens
Ein willig Ohr gefunden? — Und bey dir,
Der in sich Kräfte fühlt ein ganz Geschlecht
Von Menschen zu beglücken? Schäme dich
Ob dieser Schwäche, schäme dich mein Freund!

Ich mag sie wohl die kühne Ungeduld,
Der eine Welt zu eng dünkt! Mag es wohl
Das Ungestüm der Brust, das hin zu Thaten,
Werth der Unsterblichkeit, den Jüngling treibt.
Wer nie die Ungeduld, das Ungestüm,
Wer mindstens nie den heißen Drang gefühlt,
Zum großen Werk, die Menschheit zu beglücken,
Was er von Kräften hat, froh zu verwenden,
Der wird in sich und seiner trägen Ruh
Versunken, gaffend an des Lebens Markt

 Da=

Dastehn — vielleicht am bunten wechselnden
Gewühl sein Auge weiden, lachen, spotten,
Und doch wohl thöricht wähnen, seine Rolle
Vor allen andern wohl gespielt zu haben.

Nur du, mein Freund, den längst der Vorsicht Wink
Zum Handeln rief, vor dem ein weites Feld,
Das edler Früchte viel und mancherley
Zu tragen wohl vermag, geöfnet liegt,
Du bringst, nur grausam gegen dich, dich selbst
Um dieser schönen Erndte Vollgenuß.
Das ruhelose Sehnen, das dem Herzen
Sein Glück nicht gönnt — den Unmuth welcher dich
Verzehrt — warum die Feinde doch so gern
Im Busen nähren? Ach warum nicht einmal
Zum Kampf sich rüsten? Sinken oder Siegen?

Du hast so oft der Freundschaft treuem Rath
Dein Ohr, und gern geliehn! Vernimm auch itzt

Was

Was sie, unschonender je mehr sie dich
Mit Lieb' umfaßt, so offen wie sie denkt,
Und unbekümmert ob es schmerzt, ob heilt,
In deinen Freundesbusen schütten will.

Vor allen sage mir — was ists das dich
So unbezwinglich mit dir selbst entzweyt?
Du nennst es Trägheit? Zürnest deiner Schwäche?
Mir heißt es Stolz! — Nun zürne, wenn du kannst,
Auch deinem Freunde! — Dennoch nennt ers Stolz —
Den bessern zwar, der nur in Seelen wurzelt,
Die für den Tand, den man für Geld erkauft,
Den Fürstenwort, des feilen Höflings Gunst
Verschenken kann, zu groß sind! — Doch auch der,
Wie nah ist er der Eitelkeit verwandt,
Die — ob sie wohl sich schlau versteckt,
Der hohen Tugend selbst die Miene stielt,
Sich doch des Forschers Auge nicht verbirgt.
Der Eitelkeit, die nur bemerkt den Geist
Zum kühnern Fluge hebt, doch unbemerkt
Verrätherisch ihm seine Schwingen lähmt.

Der enge Kreis, in dem du würken sollst,
Drängt deine Kraft zusammen? Nicht
Alltäglich möchtest du die Welt zu bessern,
Geschäftig seyn? Für Menschenrecht, für Freyheit,
Für Wahrheit ringen, sollt es gelten, sterben?
Ein herrlich Ziel! — Doch sprich, wie bessert man
Die Welt? Wie kämpft und ringt man für die Wahrheit?
Als Rhetor nur auf der Tribune? Nur
Im Rath zwölfhundert Männer? Nur am Thron?
Auf der Bastille Trümmern nur? — Wer hat
Des großen Werks, das uns von fern zu schaun
Die Vorsicht gönnt — wer hat zu seinem Bau
Den Grund zuerst gelegt? Und wessen ist
Der hohe Geist, der Wunderthaten dort
Vollbracht hat? Waren stille Weise
Bey ihrer Lampe düstern Schein, vom Volke
Verkannt — nicht sie die Schöpfer dieser neuen Welt?
Hat nicht des ernsten Denkers Geist, auf den,

Wohl öfter als auf dich, der Tadler höhnend blickte,
Zu jenen kühnen Thaten angeflammt?
Was fesselt dich auf dieser Spur zu gehn?

Dem Saamkorn gleich, das kaum das Auge sieht,
Und doch nach wenig Jahren sich
Zum hohen dichten Schattenbaum erhebt,
Fiel oft, und kaum bemerkt der Wahrheit Keim
In eines Menschen Brust — fand guten Boden
Warf seine Hüllen ab, trieb unter sich
Und über sich — ward Leben, Kraft und That.
Was oft der Jüngling kaum zu hören schien,
Drang durch das Ohr ins Herz — schuf in dem Herzen
Ein unruhvolles Drängen — trieb den Schlaf
Vom weichen Lager weg, und er sprang auf
Um Mitternacht, und schwur sich selbst den Schwur
Dem Ruf des hohen Genius zu folgen.

Und wenn du nun, mein Freund, erkohren
bist,
Das Saamkorn auszustreun — der Wahrheit
Keim
Im Jüngling aufzuwecken — bist du denn
Beklagenswerth? — Zwar nennt vielleicht kein
Dichter,
Der Thaten, die du weckteſt, einst besinget,
Dich — denn du hast die arme Kunst,
Von dem, was du gethan, und künftig thun
willst
Zu prahlen, nicht gelernt! Zwar decket
Unsichtbarkeit dein herrlichstes Verdienst —
Doch bist du minder werth? — dir selbst,
und dem,
Vor welchem Menschenlob und Menschentadel
Gleich Blasen wiegt von leichtem Dunst ge-
webt?

Doch eben da liegt unser aller Schwäche —
Wir wollen glänzen — wollen unsern Namen
Vom Volke nennen hören — fühlen oft
In weisern Stunden wie die Menge schätzt,

Wohin sie strömt, und möchten dennoch auch
Der Menge Abgott seyn! Das macht uns träge!
Dann klagen wir den engen Kreis, die Einform,
Die ganze Welt dann an — und täuschen uns —
Wir armen Sterblichen, und schlummern ein.

Das ist nicht gut, mein edler Freund, das mag
Der Welt und uns nicht frommen! — Raffe dich
Mit aller Kraft von diesen Polstern auf.
Dein Herz so bieder und so gut, für Menschheit
So zart empfindend, mir durch schöne Thränen,
Wie sie die kalte Selbstsucht nimmer weint,
So oft verrathen — o dies Herz gebildet
Zum Wohlthun, soll sich länger nicht
In sich verschließen, soll nun weit sich öfnen,
Von Segen für die Brüder überströmen.
Der rege Geist soll sich den Zauberwelten
Der Phantasie entreißen, diese Welt,
Die kleine Welt, an die der Vorsicht Wille

Dich itzt noch bindet, sie nicht mehr vergessen.
Im Kleinen treu seyn, leises Ohrs
Für jede Pflicht — und ob sie keiner übte — doch
Gehorsam ihrem Wink — es schimmert nicht
Dies Ziel — doch faß' es nur und leugne
Mir dann noch, wenn du kannst, daß dieser Friede,
Der segnend sich in deine gute Seele
Dann senken wird, mehr ist als lauter Jubel,
Von einer blinden Welt umsonst vergeudet.

Du nanntest oft mich glücklich! — Meine Zunge
Erstarre mir, wenn ich nicht Dankdurchdrungen
Es laut bekenne, daß ich glücklich bin! —
Doch gilt mein Wort für Wahrheit dir, so wisse:
Von allen Stunden die mir froh verfließen,
Sind doch die schönsten, wenn nach treuer Arbeit
Das Herz sich sagt: Ich war der Pflicht getreu!

Dies Glück liegt dir so nah — und dennoch
klagt
Dein Mund, ein Herz weit offen einem Meer
Von Freuden, und so oft kein Tröpflein Glück
Darin zu haben! — Freund reich mir die
Hand,
Und folge mir zum Born, aus dem du nie
Vergebens schöpfest! Streu mit reger Hand
Auf jedes nächste Feld — und ob mit Thränen
Du sätest, fröhlich wird — so wahr ein Gott
Die Treue lohnt — und reich die Erndte seyn.

Arete an Philotas.

— Noch eine Bekümmerniß kann ich meinem Freunde nicht verbergen. Meine Kinder wachsen heran, und ich sehe nicht gerade etwas an ihnen, was meine Aussicht in ihre Zukunft trübte. Sie gehen auf dem Wege, den wir ihnen zeigen, ziemlich sicher fort; ihre Fähigkeiten bilden sich aus; ihr Verstand hält mit ihren Jahren gleichen Schritt, und bey einigen eilt er fast den Jahren vor. Auch meine älteren Söhne haben sich bisher in einer Lage, die so vielen gefährlich wird, besser als andre gehalten, an deren Erziehung nichts versäumt war. Nur einen Sinn vermiß ich doch in ihnen — den Sinn für Religion. Er fehlt meinen Töchtern wohl nicht ganz; aber er ist doch sehr stumpf, und bedarf der stärksten Anregungen. Selbst diese verfehlen bey den Söhnen nicht selten ihre Würkung.

Philotas weiß, daß ich nie eine Schwärmerin gewesen bin. Meine Jugenderziehung war fromm;

fromm, aber sie war weder ängstlich noch überspannt. Meine Eltern waren gottesfürchtig, aber sie haßten von Herzen alle Heucheley, und vermieden geflissentlich alles, was sie nur entfernt befördern konnte. Mein Unterricht in der Religion war für die Zeit wenigstens, wo ich ihn erhielt, sehr vernünftig und durchaus darauf angelegt, meinen Verstand mit in das Interesse der Untersuchung zu ziehen. Aber er ließ mein Herz nicht kalt, und die frühe Wärme, welche demselben bey allen Gelegenheiten, die unmittelbarer auf Gott führten, mitgetheilt ward, erhielt sich auch bey mir in denen Jahren, wo ich zerstreuter lebte, und wo es mir in aller Absicht nach meinen Wünschen gieng. Dies ist mir unbeschreiblich viel werth geworden. Denn als so manche Tage kamen, von denen ich sagen mußte, daß sie mir nicht gefielen, fand ich nirgends mehr Trost, als in den Ueberzeugungen und Hofnungen, welche sich durch frühe Religiosität in meine ganze Denkart eingewebt haben.

Es ist so natürlich, daß ich eben diese Glückseligkeit denen gönne, die meinem Herzen die nächsten sind. Und doch ist so wenig Anschein dazu. Dies schlägt mich oft nieder, und doch weiß ich kein Mittel, Gefühl und Interesse für Gegenstände dieser Art in ihre Seele zu bringen. —

Ant=

Antwort.

— Der letzte Punct Ihres Briefes ist mir diesmal von allem, was er sonst enthält, der wichtigste gewesen. Möcht' ich nur im Stande seyn, Ihnen recht viel Beruhigendes darüber sagen zu können. Aber ähnliche Erfahrungen haben mich selbst schon so oft niedergeschlagen, daß ich vielleicht nur ein schwacher Tröster seyn werde.

Das Uebel wovon Sie reden, der einreissende Mangel an religiösem Sinn, liegt am Tage. Es ist, davon bin ich mit Ihnen überzeugt, keine Erfindung der Einbildungskraft, kein Geschöpf schwermüthiger Laune. Die Klagen darüber entspringen auch nicht aus der Geneigtheit, nur die vorigen Zeiten zu preisen und das Gute der unsrigen zu verkennen. Wir haben ganz gewiß an diesem Sinn verloren. *)

*) Ein Paar Stellen anerkannt vorzüglicher Schriftsteller, die zugleich niemand in Verdacht haben kann,

Auch die Ursachen dieses Verlustes sind für den, welcher ein wenig genauer die Geschichte seiner

kann, daß Neigung zu einer falschen Frömmigkeit ihnen die Feder geführt habe, mögen hier zur Bestätigung dessen stehen, was Philotas oben behauptet. „Es giebt,“ sagt Hr. Abt Resewitz, „in der Erziehung keine allgemein wirksame Principien mehr. Die mächtige Kraft der Religion hat wenig Einfluß mehr darauf. Wenn man auch ganz billig rechnen will, so haben vier Zehntheil Eltern gar keine Religion mehr, und fünf Zehntheil haben wenig oder kein Gefühl von dem, was sie davon glauben. Das Beben des Herzens bey dem Andenken an Gott, der Schauer vor Gott, die Ehrfurcht vor ihm, die vom Unrecht zurückrief, der Trieb vor ihm recht zu thun, wenn es auch sonst keiner sähe, Hofnung oder Furcht vor der Ewigkeit, sind geschwächt, vertilgt, weggewischt aus den Seelen. Da ist kein Drang, den Kindern gleiche Empfindungen einzuflößen, keine häusliche gemeinsame Uebung zur Gottesfurcht, kein inniger Glaube an Gottes Segnungen, keine väterliche oder mütterliche Besorgniß, daß Mangel der Gottesfurcht auch Unsegen über die Kinder bringen werde. — Mit der Religion fällt dann auch Gewissenhaftigkeit, Treue, innere Rechtschaffenheit, die keine Gesetze erzwingen können, dahin. Welche Aussicht eröfnet das? Womit will man dieses Principium ersetzen? Und

seiner Zeit und das Entstehen so mancher sie auszeichnenden Erscheinungen studirt, nicht

Und wer soll es thun? (Gedanken, Vorschläge und Wünsche. 1 Th. S. 20.) Eins der wichtigsten Hindernisse der häuslichen Glückseligkeit, sagt H. R. Campe im 1 Th. des Revisionswerks, ist der Mangel an einer wahren und vernünftigen Gottesfurcht. — So weit meine eignen körperlichen und geistigen Augen nur immer reichten, habe ich überall bestätigt gefunden, daß ohne wahre Gottesfurcht keine wahre Glückseligkeit statt fand. — Umsonst ist alle moralische Bildung, wenn nicht Religion dabey zum Grunde gelegt wird, und umsonst ist es, das Herz eurer Kinder durch Religion erwärmen zu wollen, wenn euer eignes kalt dagegen geblieben ist! Ihr meint auch dieses, wie jedes andre Bedürfniß einer guten Erziehung mit Gelde bestreiten zu können? Meint, wenn eure Kinder an euch selbst auch nichts, als irreligiöses, leichtsinniges und üppiges Wesen sehen, daß ihr ihnen gleichwohl Liebe, Vertrauen und Gehorsam gegen Gott durch einen besoldeten Mann könnet einflößen lassen, u. s. w. Hiermit verdient auch besonders verglichen zu werden, was Hr. O. C. R. Spalding in seinen vertrauten Briefen über die Religion, über die unnatürliche Kälte so vieler Menschen, die sonst für alle Arten des Schönen und Erhabenen Sinn und Geschmack äußern, sobald von Gott die

schwer zu entdecken. Wir sind verfeinerter als unsre Vorfahren. Wir haben an Häuslichkeit verloren. Auch das, wodurch itzt der Geschmack und Geist unsrer Kinder am stärksten gebildet wird, ist bey weitem dem religiösen Sinn nicht so vortheilhaft, als es in vorigen Zeiten war. Noch zu den Zeiten, da wir unsre erste Bildung empfiengen, hatten alle die Schriftsteller, die man uns in die Hände gab, eine gewisse gleichförmige Sittlichkeit, wenn ich es so nennen darf. Viele von ihnen waren selbst auf einen religiösen Ton gestimmt, der wohl zuweilen der Empfindung fast zu viel, dem Verstande zu wenig Nahrung geben mochte, aber doch immer einen Sinn in uns nährte, den wir in unsern Kindern vermissen. Man las überhaupt weniger; man hatte Lieblingsbücher, auf die man immer wieder zurückkam, und eben dadurch auch ihren Geist in sich sog. Damals

Rede ist, sehr kraftvoll gesagt hat. — Bey der unendlichen Menge neuer Schriften, die das Gedächtniß kaum auf Monate zu fassen vermag, scheint es nicht unnütz, von Zeit zu Zeit auch an solche Schriften wieder zu erinnern.

mals hatten unsre Töchter an ihrem Gellert, ihrem Kleist, ihrem Klopstock und Cramer genug. Sie lernten ihre unsterblichen Werke auswendig, und wenn ja ein Roman in ihre Hände kam, so waren es Richardsons hohe Ideale von einer Tugend und Sittenreinheit, wie es leider hier unter dem Monde kaum geben soll. Mit so wenigem kommen wir itzt nicht mehr aus. Unsre Kinder haben erstaunlich viel Zeit übrig zum Lesen, und sorgen klüglich dafür, daß es auch für die Stunde der Arbeit ihrer Phantasie nicht an Nahrung gebreche. Bey diesem immer regen Bedürfnisse, darf man in der Wahl nicht zu delicat seyn, und so kommt Mittelgut in Menge in ihre Hände. Ein großer Theil unsrer Dichter und Schriftsteller hat sich überdies unterhalten und belustigen zum letzten Zwecke gemacht, und ihre Moral ist höchstens Klugheitslehre geworden. „Sie lehren," — sagte jüngst einer meiner geistvollen Freunde, und wie mich dünkt, sehr treffend — „sie lehren nicht, wie man den „schmutzigen Weg der groben Sinnlichkeit ver-

„meiden soll. Sie lehren nur, wie man be„hutsam genug darauf gehen müsse, um nicht „zu tief im Schlamm zu versinken, und län„ger darauf wandeln zu können." Gerade durch diese Lectüre, und dann durch die Freyheit der Urtheile über Gegenstände der Religion und Sittlichkeit, ohne Rücksicht auf die Personen, welche dabey zugegen sind, hat sich das Gefühl für beydes ohnstreitig mehr abgestumpft. Die Grundsätze sind freyer geworden, und mit den Grundsätzen werden es nur allzuleicht auch die Handlungen.

Aber was ist nun zu thun, meine Freundin? Wie hält man einen Strom auf, der vom Abhange stürzt? Was stellt man Uebeln entgegen, die in dem ganzen Geist des Zeitalters liegen? Dies ist viel schwerer zu sagen, als die Ursachen selbst aufzufinden.

Das meiste, denk' ich, muß unser Beyspiel thun. Dies würkt ja doch, in aller Erziehung, bey weitem mehr als Vorschrift und Lehre. Daß so viele Eltern dem Ton der Zeit beystim-

stimmen, daß in ihnen selbst der Eifer für Gottseligkeit und strenge Tugend so sichtbar erkaltet, das würkt vielleicht noch weit mächtiger auf das jüngere Geschlecht, als alle Lectüre, alle Urtheile unvorsichtiger Aufklärer. In diesem Verhalten finden sie eine so natürliche Entschuldigung für sich selbst, und kommen mit ihrem eignen Gewissen ungleich schneller zur Ruhe. Ich will nicht sagen, daß die Frömmigkeit der Eltern immer das Erbtheil der Kinder würde. Aber wo sie doch rechter Art war — nicht jene erzwungne, mehr äußere und von Selbstbetrug so wenig sichre, die Sie so richtig in Ihrem Briefe unterscheiden — da ließ sie immer eine gewisse Würkung zurück; da blieb in den jugendlichen Seelen doch die geheime Empfindung, wie es um den Menschen stehen sollte, der über seinen ganzen sittlichen Zustand ruhig seyn möchte; da zeigte sich doch auch oft noch, wiewohl spät, die Macht der ersten Eindrücke, wenn vielleicht bittre Erfahrungen gelehrt hatten, wie gefährlich es sey, sich von dem Wege des Rechts zu entfernen. Drum

lassen Sie uns nur nicht zurückbleiben, und wenn unsre Ermahnungen weniger Eingang finden, wenigstens durch unsre unerschütterliche Standhaftigkeit predigen.

Aber lassen Sie uns auch nicht zuviel von unsern Kindern verlangen! Das Alter der Jugend ist noch nicht das Alter des Nachdenkens und der Ernsthaftigkeit. Und beydes ist gerade das, was bey einer wahren Religiosität am wenigsten fehlen darf. Was wir oft Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit und Kälte nennen; worin wir strafbaren Leichtsinn sehen — da kann der unbefangene Beobachter nichts, als die natürliche Unfähigkeit, in diesen Jahren lange bey einem Gegenstande zu verweilen, die Lebhaftigkeit, aber eben darum auch Veränderlichkeit der Gefühle, und den Mangel an Einsicht erblicken, wie nah diese höhern Wahrheiten mit unserm Wohl zusammenhängen. Wir bemerken ja eben diese Unfähigkeit bey Dingen, die weit mehr in die Sinne fallen. Die stärksten Empfindungen der Freude und des

Schmerzes sind, eh' wirs uns versehen, in ihnen von andern verdrängt. Sie hängen an dem gegenwärtigen Augenblick und scheuen vorzüglich alles, was sie auf irgend eine Art traurig machen könnte.

Man führt uns Beyspiele vom Gegentheil an. Man beschreibt uns die Religiosität mancher Kinder, und die Andacht erwachsener Jünglinge und Töchter, die sie zu ihrer herrschenden Empfindung gemacht haben sollen. Aber in jenen Beyspielen vermißt man nur zu oft den Beobachtungsgeist. Frömmigkeit des gereiften Alters ist keine Kindertugend und kann es in dem höheren Sinne nicht seyn. Und die Andachtsgefühle in den reiferen Jahren, sind nicht selten mehr eine immerhin liebenswürdige Schwärmerey, als gerade die Religiosität gewesen, die wir unsern Kindern zu wünschen Ursach haben.

Sie können mich nicht mißverstehen. Ich bin weit entfernt, selbst jene vielleicht nicht ganz von einer gewissen Schwärmerey loszusprechen-

chenden Empfindungen der Andacht durchaus zu verwerfen. Wie viel Gutes können sie bewürkt, wie viel Böses können sie gehindert haben! Nur wollen wir nicht gerade wünschen, daß diese Stimmung allgemein werde, oder da, wo sie nicht ist, sogleich an aller Anlage zum religiösen Sinn verzweifeln.

Noch eine Betrachtung scheint mir hier viel Beruhigendes zu enthalten. Gott hat bey jedem Menschen vorhergesehen, wo, wenn, unter welchen Umständen er gebohren werden, und sein erstes Leben führen soll. Er kennt so gut als wir die mächtigen Einflüsse, welche die herrschende Denkart auf jeden einzelnen hat, und weiß, daß es unter wechselnden Umständen leichter oder schwerer werden muß, tugendhaft und fromm zu seyn.

Wenn er dennoch gewollt hat, daß das Leben unsrer Kinder in ein Zeitalter fiele, das bey entschiednen Vorzügen vor andern, von dieser Seite hinter andern zurück steht, so muß auch dies zu seinem großen Erziehungsplan gehört

hört haben, von dem wir das Ganze zu übersehen zu kurzsichtig sind. Es mußte ihn besser dünken, daß sie, durch größere Gefahren geprüft, vielleicht auch durch größere Gefahren besiegt, später — vielleicht auch sichrer zum Ziel kommen sollten.

Darum noch einmal, meine Freundin, lassen Sie uns nur alles thun, was wir vermögen — uns nur nicht einschlummern, wenn auch die meisten schlafen sollten, und des Augenblicks wahrnehmen, wo die Seele der Unsrigen den Eindrücken wahrhaft religiöser Empfindungen und Vorstellungen am offensten ist. Wenn andre aus guter Meinung sich vielleicht nicht genug hüten, zu oft Religion einzupredigen, und dadurch den Sinn dafür abzustumpfen, so wollen wir uns eben so sehr hüten, aus schwacher Nachgiebigkeit gegen den Ton der Zeit, zu wenig zu thun. —

Philotas an seine Kinder bey einer Blatternepidemie.

Wie lange noch — so nimmt vielleicht auch euch
Des Todes und des Lebens Herr hinweg?
Wie lange noch — so schweigt es öd' und still
Um mich, und dich, die sie gebar!
Wir sehn uns weinend an, denn unsre Lust,
Ach! unsers Lebens Wonn' ist dann dahin!

Ach meine Kinder — mit verhaltener
Erstickter Thräne, ruht mein Auge schon
So oft auf eurer Blüthe! Hunderte,
Die blühten wie ihr blüht, sind weggewelkt.
Nicht der Gesundheit Fülle, nicht
Erfindungsreicher, wohlgeprüfter Kunst
Rastloses Streben — nicht das bängste Flehn
Aus Vater und aus Mutter Herzen — selbst
Die Einzigen hat nichts, von allen nichts
Gerettet! Unerbittlich war
Der Mächtige, der Tod und Leben giebt.

Und wenn er denn auch über mich beschloß,
Nur wenig Jahre eurer mich zu freun,
Auch mich erkohr, dies holde Angesicht
Von dieser Pest entstellt, zerstört,
Noch lebend der Verwesung Raub zu sehn —
O dann — verzeih du, der das Vaterherz,
Das Mutterherz erschuf — wenn heißer dann
Und strömender als itzt von banger Furcht,
Mein Auge vor dir überfließt; mein Herz
Beklommner schlägt, und zitternd nur die Hand
Den bittern Kelch aus deinen Händen nimmt.

Doch nehmen will ich ihn — nicht weil ich muß,
Nicht darum nur — ich will ihn willig trinken,
Will — stärke du den Schwachen dann mit Kraft —
Dir weinend danken, daß du sie mir gabst,
Daß du sie wieder nahmst. — Dein Wille nur,
Mein Wille nicht, der deine soll geschehn! —

Ermanne dich mein Geist, und sammle Kraft
Zum Tragen und zum Dulden! Sammle Trost
Für Stunden, wo du Trost bedürfen kannst.

Du nennst sie dein — wer gab dir denn das Recht?
Wer bürgte dir für sie Unsterblichkeit?
Was hebt dich über tausend deiner Brüder,
Die ihres Lebens Wonne früher noch,
Die ihres Alters Trost, die letzte Hofnung
Der Tod von ihrer Seite härter riß?

Sie welken in der Jahre Lenz — die Knospe
Fällt ab, eh sie zur Blüthe sich
Entfaltete! — Und war auch in der Knospe
Zur vollen Blüthe Hofnung? War
In diesem Boden schon die Frucht gewiß?
Sahst du den Wurm, der schon von ferne kroch
Sie unersetzlich zu zernagen? — Schweig'
Und bet' ihn an, der sie verpflanzt! —

Du warst so glücklich, dünktest dich so reich
Von ihrer Jugend unschuldvoller Lust
Umhüpft! Des Geistes Keime zu erspähn,
Zu sehen wie die Empfindung zum Begrif
Sich bildete — des Jünglings und des Mannes Kraft

Im

Im Kinde schon zu ahnden! Stammelnd nun
Der Namen süßesten, den Vaternamen
Zu hören — ach! um welches Gut der Welt,
War dieses hohe Menschenglück dir feil?

So hoch beglückt hat der Allgnädige
Dich, dich gemacht — hat dir, was er dem Flehn
Wohl manches Edlen doch versagte — dir gegeben!
Und wenn er, weiser als der arme
Kurzsicht'ge Mensch, zur besten Stunde
Dir dieses Glück entzieht — dann willst du murren?
Vergessen dieser selgen Augenblicke,
Der Freudenjahre, die aus lauter Güte
Er dir verlieh? — Zwar bitter, bitter
Ist die Erinnerung verlorner Freuden!
Doch kennst du Freuden, die man ohne Schmerz
Verlieren kann? — Willst du am Grabe schon
Auf Freuden hoffen, die kein Schicksal dir
Entreißt? Was bliebe denn für jene Welt?

Es hängt dein Herz an ihrem Herzen! Treu
Und sorgsam wolltest du des Lebens Pfad
Sie leiten, vor Gefahren schützen, sie der Welt
Erziehn, wohlthätig mit zu würken
Zum großen Werk der Menschenbesserung.
Und liebt, der sie erschuf, der seinen Odem
Selbst in sie hauchte — liebt sie der nicht auch?
Kennst du die Pfade besser, die zum Ziel
Hinführen? Hast du mehr der Kraft als er,
Der drohenden Gefahr sie zu entreißen?
So laß ihn sorgen! Denk' er kennt sein Reich,
Und ordnet weislich an, wo jedes Rad
Ins große Triebwerk greifen soll. Er läßt
Nicht einen Sonnenstaub hier ohne Zweck
Verstäuben! Und er sollte Seelen aus dem Nichts
Zum Daseyn rufen, um nach wenig Stunden
Sie ohne Spur auf ewig wegzutilgen?

O Hofnung, Hofnung der Unsterblichkeit
Du milde Trösterin! Du letzter Sonnenstrahl
Wenn alles um uns her zur Nacht sich trübt,
Du Retterin des kraftlos Sinkenden,

Wenn alle Stützen wanken, wenn das letzte
Das schwächste Rohr nun bricht! — Du wirst es alles
Enthüllen, Land des Lichts! Des Lebens Traum
Ist dann vorüber! Alle Thränen sind
Getrocknet! Was der Leiden größtes, härtestes
Uns schien, wird hoher Dankgesänge höchstes Ziel.
Wenn kommt, wofür das Herz mir bebt und dir,
Ach dir, die sie am Herzen trug, im Herzen
Sie Tag und Nacht mit Muttertreue trägt —
Wenn Gott vollenden will was wir begonnen,
O dann verlisch' uns nicht, du Sonnenstrahl
Aus jener Welt! Vielleicht ists kurze Trennung nur,
Nicht ewge Scheidung! Wie es Gott beschleußt —
Sie bleiben doch in seiner Vaterhand.

— — — — —

Verzeih' o Gott dem Schwachen, wenn im Staub'

 Er

Er dennoch heißer um ihr Leben fleht — Ists
möglich
So laß sie mir — doch nicht mein Wille,
Errettender, Vollendender,
Dein beßrer Wille, Vater, soll geschehn.

Das Buch der Schicksale.

Du hast noch viel zu wenig in dem Buch der Schicksale gelesen.

So schloß Philotas einst ein langes Gespräch, mit einem Unzufriednen, der bey kleinen Uebeln, die ihn trafen, des Guten so ganz vergaß, das er reichlich in seinem Leben genossen hatte.

Einer der Anwesenden, dem diese Rede dunkel war, faßte sie auf.

Wo ist dies Buch zu lesen Philotas? Ich könnte auch einmal seines Unterrichts nöthig haben.

Das Buch der Schicksale — erwiederte Philotas — ist eigentlich überall zu lesen, wenn auch nicht gerade das, was ich im Sinn hatte. Wer um sich her schaut, wo er auch sey, dem liegt es aufgeschlagen da. Tausendfach sind seine Blätter, wie die Leben der Menschen. Je mehr du von ihrem Treiben und Thun, ihrem Würken und Dulden gese-

hen, beobachtend gesehen hast, desto mehr hast du im Buch der Schicksale gelesen, und es ist deine Schuld, wenn du nicht zufrieden geworden bist mit dem deinen.

Du hattest noch ein andres Buch im Sinn?

„Ihr sollt mehr davon hören, meine Freunde!“ — Sie schlossen einen Kreis um ihn, und er fuhr fort.

Wenn ich seltner in die Versuchung gekommen bin, in Klagen über die Vorsehung bey manchen bittern Erfahrungen auszubrechen, so dank ich das zum großen Theil einem ehrwürdigen Greise, der nun schon lange in einer andern Welt dem Zusammenhang der Dinge nachforscht, den er hier ergründen zu wollen, immer zu bescheiden war. Meine Seele wiederholt sich nie sein Andenken, ohne etwas von jenem geheimen Schauer zu fühlen, den die erwärmte Phantasie bey der Ahndung eines überirdischen Wesens einflößen mag. O es war ein Mann, meine Freunde, wie es der Männer

ner wenige giebt, so gut und so weise, so kraftvoll und so mild, so selbstständig und so duldsam mit der Schwäche andrer, so glücklich in der einsamen Selbstbetrachtung, und doch so bereit sich um diesen hohen Genuß, wie er es nannte, zu bringen, so oft es jemand wünschte. Möchte doch das Alter manchen Theil haben an der Ruhe seines Geistes, und an der Erhabenheit, die ihn so weit über die Kleinigkeiten der Erde erheben, um die sich noch die Wünsche und Bestrebungen der meisten drehen; er wäre doch dahin so wenig als eine Menge andrer Greise gekommen, wenn nicht eine frühe Gewöhnung an das, was bleibt, ihn dazu fähig gemacht hätte. Mit einem Wort, er kam dem herrlichen Ideal von Wielands Alphonso, das uns so oft entzückte, so nah, als ihm vielleicht je ein Mensch gekommen ist.

In seinem Ansehn war die angebohrne
Würde —
Sein ofner Blick war aller Wesen Freund,
Und schien gewohnt, wiewohl der Jahre Bürde

Den Nacken sanft gekrümmt, stets himmelwärts zu schaun;
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbraun
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,
Scheint überm Erdentand die reine Stirn zu schweben.

Den Rost der Welt, der Leidenschaften Spur
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweggewaschen.
Fiel eine Kron ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und reingestimmt zu ihr.

Diese Erhabenheit seiner eignen Seele hatte ihn gleichwohl nie vergessen lassen, mit welcher An-

Anstrengung und durch wie viele Kämpfe er bis zu ihr gekommen war. Daher hörte er mit einer seltnen Geduld die Ausbrüche der Empfindlichkeit und Ungeduld von seinen jungen Freunden an; setzte sich selbst im hohen Alter noch in ihre Lage zurück, ließ sich wohl herab ihnen ihren Zustand noch genauer als sie selbst konnten, zu beschreiben, um nur ihr Vertrauen zu gewinnen, und dann floß von seinen Lippen die Tröstung so mild herab, war auch wohl mitunter mit einer so heilenden Bitterkeit gemischt, daß ihm niemand widerstand; keiner wenigstens von ihm gieng, ohne sich Unrecht, ihm Recht gegeben zu haben.

Er hatte viel erfahren, viel gelitten, war durch schwere Prüfungen gegangen. Aber nie hab ich einen Laut von Unzufriedenheit über seine Schicksale gehört. Er hatte vieles entbehren müssen, was Unwürdige genossen hatten. Ich habe nie die kleinste Spur von Neid und Eifersucht an ihm wahrgenommen. Er hatte zuletzt beynah alles verlohren, woran seine liebende Seele hieng.

Die Welt, die ihn umgiebt,
Ist Grab — von allem Grab, was er, was ihn geliebt.
Er steht ein einsamer, vom Sturm entlaubter Baum,
Die Quellen sind versiegt wo seine Freuden quollen.

Er hat nie darüber gemurrt. Wer so viel verlieren konnte, pflegte er wohl zu sagen, der hat am wenigsten Recht sich zu beschweren, daß er es nicht länger besaß. Oder zu andern Zeiten: Wir müssen nie vergessen, daß dieselben Leiden über unsre Brüder in der Welt ergehen.

Ich habe ein theures Vermächtniß von ihm, eben jenes Buch der Schicksale, wie er es überschrieben hat. So nannte er eine Sammlung von Erfahrungen, die er in den sehr mannichfaltigen Wechseln seiner Lage gemacht, oder aus den Beobachtungen andrer geschöpft hatte. Ein Theil desselben enthielt allgemeinere Blicke auf Menschenschicksal. Einen andern füllten

merkwürdige Erscheinungen aus dem Leben einzelner Menschen. Einige Blätter hatten die Aufschrift, Räthsel mit der Auflösung, andre Räthsel ohne Auflösung. Bey den letztern fand sich zuweilen doch eine Auflösung von späterer Handschrift. Manches hatte er vor seinem Tode vertilgt und die Anmerkung hinterlassen: „Die fehlenden Blätter könnten mehr schaden als nutzen! Man ist es der Ruhe seiner Mitbrüder schuldig, nicht alles bekannt zu machen, was man weiß.“ Er muß diese Sammlung früh angefangen haben. Selbst die Verschiedenheit der bald ruhigern bald phantasiereichern Sprache, läßt dies schließen.

Mir hat die Lesung und Wiederlesung oft wohlgethan. Es gab auch Stunden der Schwermuth, wo ich glaubte, es müßte mein Schicksal anders seyn, wenn es gut seyn sollte. Dann grif ich wohl zu diesem Vermächtniß, und ich wandelte beschämt, aber zufrieden, meinen Weg fort.

„Laß

„Laß uns etwas hören — so erhub sich itzt eine und wieder eine Stimme — laß uns etwas hören, aus dem Buch der Schicksale, damit auch wir zufrieden unsern Weg fortwandeln!“

Gern — sagte Philotas — stand auf, kam mit der Handschrift zurück, blätterte und las bald hie bald dort. Hier ist etwas von dem was er las.

I.

Traure nicht, du Traurender! Dein Schicksal ist nur Dämmerung! Ein andres sah ich, das war Nacht.

Du verlohrst den Freund deines Herzens! Noch viel blieb dir übrig — noch viel schöne Verbindungen machen das Leben dir theuer. Ich sah einen Mann in seiner Kraft, wo man noch alles hat, was zu des Lebens Genuß einladet. Aber in seinem Auge war tiefer Gram. Ich forschte und hörte, daß ihm alles genommen war, woran sein Herz hieng. Seine Eltern

tern kannte er nicht. Ein fremder Mann nahm ihn auf, wollte ihm alles geben was er hatte, und entzog es ihm, von andern Verbindungen geblendet, in dem Augenblick, wo ers am meisten bedurfte. Eiserner Fleiß erwarb ihm Brod — endlich Glück. Er fieng an des Lebens sich zu freuen. Ein edles Weib ward sein; durch sie ein blühender Sohn. Den gebahr die Mutter und starb; der wuchs herauf bis zu dem Alter, wo der Vater Fruchtblüthe sehen konnte, die gewiß gereift wäre. Da starb er. Die Freundschaft ersetzte nach und nach, was die Gatten= und Vaterliebe nicht mehr gab. Drey theilnehmende Menschen schloßen sich dichter und dichter an den gebeugten Mann, und er fieng an sich aufzurichten. Ruhend von den Geschäften des Tages, gehörten sie am Abend niemand als sich selbst. Ernst und Scherz kürzte die Stunden. Ein Jahr war verschwunden, und es dünkte sie ein Monat. Sie liebten alle den Genuß der Natur. Auch würkte nichts stärker auf des Verlaßnen Seele, als ihre Freuden. Als der May kam, da feyer-

ten sie seine Ankunft in der freyen Schöpfung, verlängerten den Tag bis in die Nacht, glitten auf einem kleinen Fahrzeug über den Mondhellen See, und wendeten endlich die Ruder, um von dem schönen Tage zu ruhen. Da stieß auf eine Felsspitze der Kahn, schlug um, und die Fluth verschlang die vier hülflosen. Der zum Leiden erkohrne Mann sank zuletzt, sah seine Geliebten kämpfen und ringen und untergehn. Verzweifelnd arbeitete er gegen die Wellen, erreichte endlich das Ufer, versank noch einmal im Schlamm, raffte die letzte Kraft zusammen, und ward gerettet. Fischer am Ufer waren nur nach langem Handel um Geld zu bewegen, den übrigen zu Hülfe zu eilen. Alle Hülfe war zu spät. Die Leichname wurden in das Fahrzeug gelegt, und der Einzige, der übrig blieb, kehrte mit den Todten um, Zeuge zu seyn von dem Jammergeschrey womit Weiber und Kinder sie empfiengen. Ich werd es, sprach er zu mir, nimmer, nimmer vergessen, wie die Leichname neben mir lagen, und mit den gebrochnen Augen beym hellen Mondenlicht

mich

mich anstarrten! Nun ist ihm nichts geblieben als sein Gram. *)

Traure nicht du Traurender! Du verlohrst einen Freund, und viel blieb dir übrig. Dein Schicksal ist Dämmerung. Ich habe dir einen Mann gezeigt, dessen Schicksal war Nacht.

2.

Wer mag das Elend aussprechen, in dem unzählbare Menschen ihr Leben wegquälen? Wer mag dieses Elend auch nur zum Theil kennen, und sich dann noch bey jedem kleinen Wechsel des Glücks beklagen?

Ich habe umhergesehn nach der Mühe und dem Elend unter der Sonne, und habe gefunden, daß sein mehr ist, als des Sandes am Meer.

Da waren Menschen ohne Zahl, die Unrecht litten; da waren Thränen der Unterdrückten und

hatten

*) Beygeschrieben war: An dieser Erzählung hat die Dichtung nicht den kleinsten Antheil.

hatten keinen Tröster, und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.

Da sah ich unter der Sonne, daß Menschen Menschen würgten wie Thiere, um ein Stücklein Land, und daß das Machtgebot von zwey Gewaltigen der Erde, Schaaren hintrieb zur Schlachtbank, und Witwen und Waisen machte ohne Zahl. Sie vergiengen vor Hunger, sie erstarrten vor Kälte, sie verzagten vor Jammer. Und die Gewaltigen nährten sich von des Landes Mark, und schliefen ruhig in Nächten, wo ihrem Ehrgeiz tausend Opfer bluteten.

Ich sah nach fernen Landen, und hörte das Seufzen der Gepeinigten, die ihr Leben aushauchten unter des Drängers Geißel. Ganze Völker kamen fernher über das Meer, und waren ihren Brüdern feil für Geld. Verkauft an den, der sie am höchsten löste, verzehrt sich ihr Leben in harter Arbeit für Fremde. Sie haben kein Eigenthum. Der Sohn, den der Vater zeugte, gehört nicht sein, und die

Mutter darf zu der Tochter, die sie gebohren hat, nicht sagen: Mein bist du!

Siehe wie im Schweiß des Angesichts sich Menschen abarbeiten, den Lüsten der Reichen zu fröhnen. Siehe wie ein hartes Loos diese verdammt, ein Dritttheil des Lebens in den Schachten der Berge zu wühlen, jene in des Meeres Tiefen sich zu senken, jene auf Felsenspitzen zu klimmen, damit der Reiche prächtiger schwelge, kostbarer sich kleide, und wohllüstiger ruhe. Ist denn dieser mehr Mensch als der, den sein Schicksal bestimmt hat, nur durch solches Arbeiten dem Hungertode zu entrinnen?

Ich bin gegangen in die Elendhäuser der Menschheit; in die Gefängnisse, wo der Unschuldige neben dem Verbrecher lebend verwesen muß; in die Krankenwohnungen, wo es an Vertretern der Elenden fehlte, wo es glücklicher war bald zu sterben, als der unbarmherzigen Hülfe harter Wärter, jeden Tropfen Wasser abbetteln zu müssen. Unter den Lei-

denden habe ich Menschen gefunden, die durch einen einzigen Fehltritt, — andre, die durch Ungerechtigkeit derer, die Gerechtigkeit verwalten sollten, — andre die durch die Härte ihrer eignen Väter und Verwandten in diesen Zustand herabgekommen waren.

Aber wer mag alles Elend aussprechen, in dem unzählbare Menschen ihr Leben wegquälen? Wer mag dieses Elend auch nur zum Theil kennen, und sich dann noch bey jedem kleinen Wechsel des Glücks beklagen?

3.

Neidend blickst du auf die Fürsten und auf die Großen der Erde. Kennst du auch die Müh und die Sorgen, unter denen sie ihr Leben hinbringen?

Wie fern leben sie von allem, was den wahrsten und reinsten Genuß gewährt! Ihre Freudentage hat das Herkommen ausgewählt, und der Kalender schreibt ihnen vor, wie oft sie froh seyn dürfen. Um wahrhaftig froh zu seyn, bleibt ihnen nichts, als auf kurze Zeiten aus

ihrem Stande herauszutreten, und zu werden wie andre Menschen.

Sie leben im Ueberfluß! Haben sie aber würklich mehr als du haben kannst, so bald du weise zu leben gelernt hast? Mit der Menge der Bedürfnisse steigt ja der Aufwand; mit der Größe des Aufwauds mindert sich die Summe. Sie scheinen reich, und sind oft ärmer als ihr Diener, der wenig braucht, und für das wenige genug hat. Das ist ihre Schuld! Aber wer bürgt dir dafür, daß du nicht handeln würdest wie sie, so bald du in ihrer Lage wärest? Itzt schon bist du oft unzufrieden, daß du dir nicht jeden Wunsch gewähren kannst! Wie würden deine Wünsche sich mehren, wenn du Mittel sähest, sie befriedigen zu können!

Und welche Opfer müssen sie der Eitelkeit, der Gunst der Mächtigen, dem Eigensinn der Moden, dem Urtheil der Menschen, von denen sie sich einmal abhängig gemacht haben, bringen, und sich dann zuletzt überreden, daß sie

vergnügt gewesen sind, um doch etwas dafür zu haben.

Wo ist Freude des Hausvaters und der Hausmutter? Wo ist eheliche Glückseligkeit? Wo dürfen Söhne der Wahl ihres Herzens folgen? Wo dürfen Töchter eine Stimme geben, wenn von der Entscheidung ihres Schicksals für ein ganzes Leben die Rede ist? Wo sind fröhliche Greise, die von Zwang nichts wissen, und wo die leichteste, herzlichste Mittheilung der Ideen und Empfindungen herrschet? Wo ist Theilnehmung in der Noth, Sorge für den Leidenden, engeres Zusammenschließen, wenn der Tod Lücken macht in dem traulichen Zirkel? Wo ist Aufopferung für einander wenn es Noth thut? — Nur in dem glücklichen Mittelstande, aus dem sich doch so leicht der getäuschte Mensch heraussehnt, höher steigen möchte, und mit jeder Stufe, die er steigt, an wahrem Lebensgenuß verliert.

4.

Ich sah einen Mann, der seine Kräfte verzehrt hatte im Wohlthun und Forschen nach

Wahrheit. Sein Zeitalter wandelte in dem Licht, das er aufgesteckt hatte, und nannte mit Ehrerbietung seinen Namen. Aber keiner der Großen der Erde belohnte ihn. Ohne Rang, ohne Titel, ohne Vermögen, eingeschränkt auf die gemeinen Bedürfnisse, nicht ganz ohne Sorgen für eine zahlreiche Nachkommenschaft, brachte er seine Tage zu, und starb dürftig, wie er gelebt hatte.

Nie hat er darüber geklagt. Nie hat er mit Scheelsucht auf seinen reichen Nachbar hingeblickt, der im Schooß des Müßiggangs sich wohlthat nach seines Herzens Lust, und sich zuweilen herabließ, den stillen Weisen, besser als er es zu Hause konnte, von seinen vollen Schüsseln miteessen zu lassen. Das, meinte er, sey gerade so recht. Menschen, denen die höheren Freuden fehlen, und denen Wahrheit und Erkenntniß nichts gelten, werden nichts in der Welt zu thun haben, wenn sie nicht spielen könnten mit ihren Ringen, und mit ihrem prachtvollen Hausrath, wenn sie nicht blättern

könnten im Journal des Luxus und der Moden, wenn sie sich nicht freuen könnten ihrer wohlgeordneten Tafel, und ihrer feinen Weine. Diese allgenügsame Kennermiene, in der sie sich gefielen, so bald von den Dingen des Luxus die Rede falle, sey ihnen wohl zu gönnen, da sie ja sonst gar zu arm und elend wären. — Wie würde er gelächelt haben, wenn man ihm den Tausch angeboten hätte — wenn er hätte weglegen sollen seinen göttlichen Plato und Newton und Leibnitz, und so viel andre Ehren der Menschheit, und dafür wiedernehmen das Journal des Luxus und der Moden.

Unzufriedner Arist! Geh hin und lerne von dem weisen Mann, und schäme dich, daß du dir nicht begnügen läßt an dem Quell aller Erkenntniß zu sitzen, und in der Gesellschaft der Weisen aller Zeit leben zu können; daß du auch alle Freuden der Sinne begehrst, und es für möglich hältst, in dem Hause des Hippias ein Sokrates zu seyn.

Hier ward Philotas unterbrochen, und versprach ein andermal weiter zu lesen.

An

An Philotas.

Mehr als einmal hat es Philotas gesagt, daß er kein süßeres Geschäft kenne, als Leidenden Lehrer und Tröster zu werden. Es bedarf also keiner Entschuldigung, daß eine Unbekannte sich ihm nähert, und mit aller der Offenheit, welche nur dies Verborgenseyn möglich macht, ihm den Kummer mittheilt, der schon Jahre lang auf ihrer Seele liegt. Ich habe lange mit mir selbst gekämpft, ob ich ihn selbst auf diesem Wege noch irgend einem andern anvertrauen sollte. Denn ich darf es mir selbst gestehen, daß meine Empfindung darüber äußerst zart, und der Gedanke, vielleicht eine heilige Pflicht zu verletzen, mir unerträglich ist. Oft ließ mich meine geschäftige Einbildungskraft Möglichkeiten von Entdeckung sehen, wo die Vernunft keine entdecken konnte. Selbst das Blatt, worauf ich schrieb, sah mir wie ein Verräther aus, und ich vertilgte es mit meiner schon fast vollendeten Schrift. Endlich siegte der Gedanke, daß es doch allein bey mir stehe,

ein Geheimniß zu bewahren, wovon kein zweyter etwas wisse; daß die Lage, die ich dir Philotas beschreiben will, die Lage unzähliger meines Geschlechts ist, daß mir und ihnen vielleicht dein Rath, die Erfüllung unsrer Pflicht erleichtern, und so der Gewinn deiner Versuche, der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen, desto reicher werden wird. Und so gehe denn dies Blatt in deine Hand, durch ein Labyrinth von Umwegen, zu dem du den Faden nicht finden wirst, weil die einzige Ariadne, die ihn dir geben könnte, ihn nie geben wird. Findest du selbst diese Klagen einer Unbekannten an einen Unbekannten tadelhaft — wohl, so strafe mich, wenn du wieder, wie du versprochen hast, mit den Leidenden sprichst, dein Stillschweigen, und sie sollen auf ewig verstummen.

Seit sechs Jahren lebe ich mit einem Gatten verbunden, den mir der Wunsch meiner Eltern nicht aufgedrungen, aber doch zugeführt hat. In einer Lage wo zu langsames Wählen mir vielleicht mit Recht verübelt wä-

re, ohne bestimmte Abneigung, mit einem von andern Verbindungen oder Wünschen freyem Herzen, gab ich ihm ohne Weigerung die Hand, und hatte Ursach mich glücklich zu preisen, so bald ich dabey an nichts, als meinen äußern Zustand dachte. Denn dieser ward mir von vielen beneidet, die ihrer Geburt und ihrem Vermögen nach größere Ansprüche darauf machen zu können, gemeint hatten. Unsre Ehe ist bis diesen Augenblick so wenig durch äußere Uebel, als durch innre ausgebrochne Zwistigkeit unterbrochen worden. Vorübergehende Mißverständnisse sind das schlimmste gewesen, was vorgefallen ist. Ich bin Mutter von drey gesunden Kindern, die nicht ohne Hofnung sind, und werde von meinem Manne so sehr geliebt — als er lieben kann.

Aber hier, Philotas, hier ist eine Leere in meinem Herzen, die diese Liebe nicht füllen mag. Ich muß einen Mann achten, der so tugendhaft, und in seinem Geschäft so thätig ist. Ich kann einem Manne, ohne undankbar zu seyn,

die Dankbarkeit nicht versagen, die seine Liebe für mich so sehr verdient. Nur fühl ich, daß mich doch dies alles nicht so glücklich macht, als ich zu seyn Empfänglichkeit hätte. Mein Geist findet in seinem Umgange die Nahrung nicht, die er sucht, und die er wohl in so manchem andern findet, und mein Herz wirft sich die Kälte vor, womit es oft, von ihm selbst kaum bemerkt, die Aeußerungen seiner Liebe aufnimmt, ohne sich gleichwohl fähig zu fühlen, eine Wärme zu erkünsteln, die ihm nicht natürlich ist.

Warum mußte meine Jugendbildung meine Empfindungen in diesem Grade verfeinern, um mich dies alles doppelt fühlen zu lehren? Warum ward ich in einer Lage gebohren, wo man meinen Geist mit Kenntnissen bereicherte, von denen ich itzt so wenig Gebrauch machen kann, und um derentwillen ich meinem Manne um nichts werther, vielleicht weniger werth bin, weil er sie zum Theil selbst entbehrt! Was ich aus den ausgewähltesten Werken der besten

Schrift=

Schriftsteller aller Nationen gelernt habe — warum sollt ichs verschweigen; es ist ja nicht mein Verdienst daß ich es lernte, — das liegt wie ein todtes Capital da, das nur Sorgen macht, weil man es nirgends unter zu bringen weiß. Was ich noch itzt aus ihnen lerne, gewährt mir zwar einen herrlichen Genuß. Aber er verschwindet bey dem Gedanken, daß ich, wenn ich verstanden seyn will, es keinem mittheilen darf, am wenigsten dem, dem ichs am liebsten mittheilen möchte. Warum hab' ich verlernt, oder warum bin ich nie gelehrt, mich eines platten Einfalls eben so wohl als des geistvollsten Gedanken zu freuen; ein gemeines Alltagsgespräch mit eben dem Interesse, als die Unterhaltung gebildeter Köpfe anzuhören, und mit eben der ungezwungenen Gefälligkeit die Partie am Spieltisch voll zu machen, als die belebenden Freuden der Natur zu theilen? Dann wäre ich doch glücklicher. Ich paßte in meine Lage, und meine Lage hätte durchaus nichts, was mich unglücklich machen müßte.

Oder wenn diese Art von Entwickelung und Ausbildung meines Geistes, nun einmal zu meiner Bestimmung gehörte — warum mußte ich gerade mit einem Gatten verbunden werden, dem dies so wenig Vergnügen macht, da es Männer genug giebt, die sich glücklicher dadurch fühlen würden, und die es peinlich empfinden, eines solchen Besitzes zu entbehren?

Ich sage mir oft selbst, daß ich große Vorzüge vor vielen andern habe. Nie kann ich aus dem Hause einer meiner geliebtesten Freundinnen zurückkommen, ohne mir dies zu wiederholen. Dieses wahrhaftig edle Weib, hat der Eigensinn ihrer Eltern an einen Mann gekettet, der in jedem Sinn des Worts ihrer unwerth ist. Mit der zartesten Feinheit der Empfindung, für alles was sittlich gut, anständig und edel ist, sieht sie sich jeden Tag durch die rohe Unsittlichkeit dieses Mannes mit Schaamröthe übergossen. Aengstlich genau in der Erfüllung ihrer Pflicht, muß sie eben so oft der Gegenstand als die Zeugin seiner Pflichtvergessen-

senheit seyn. Die wachsamste und treuste Mutter, muß sie bald vor der tyrannischen Härte gegen die Kinder zittern, bald über den unbegreiflichsten Leichtsinn in ihrer Gegenwart, seufzen. Die gewissenhafteste Haushälterinn, muß sie sich unverschuldet durch die Verschwendungen des Unwürdigen in Verlegenheiten gesetzt sehn, zu denen sie durch ihre Erziehung gar nicht gewöhnt ist, und unter denen ihr zartes Gefühl unaussprechlich leidet. Und dieses alles erträgt sie mit einer solchen himmlischen Geduld, mit einer so innigen Ueberzeugung, daß auch diese Schickung gut sey, daß der unvermeidliche Gram, der sie Stunden und Tage lang ergreift, doch noch nicht alle Züge von Heiterkeit aus ihrem Gesicht weggewischt hat. — Wenn ich dies ansehe, und dann wieder auf mich einen Blick werfe, so schäme ich mich selbst, noch unzufrieden zu seyn.

Und denn doch, Philotas, kann ich diese Unzufriedenheit nicht ganz beherrschen. Man sagt, die Vorsehung, die alle unsre Schicksale lenkte, weise

weise einem jeden die Stelle an, die für ihn die beste sey. Wie kann aber diese die beste für mich seyn? Würd' ich nicht alle meine Pflichten mit weit mehr freudigem Muth erfüllen, würd ich nicht eine weit zärtlichere Gattin, eine weit frohere Mutter seyn, wenn ich in meinem Manne das fände, was mein Herz sucht, und was es zu begehren sich nicht schämen darf? Für Bedürfnisse des Herzens — welch ein schlechter Ersatz sind die äußeren Güter, der Wohlstand und selbst der Ueberfluß. Wie leicht erträgt sich selbst Armuth, wenn man von innen nur ganz mit sich eins ist. Aber immer nicht verstanden werden, immer die innigsten Gefühle zurückdrängen müssen, um sie nicht Preis zu geben, sich zwar nicht zurückgesetzt, aber auch so ganz gemein behandelt zu sehn — gesteh mir Philotas, dies ist und bleibt schwer zu ertragen.

Wenn die Pflicht sagt: Du sollst lieben, und das Herz spricht: Ich kann nicht! — wenn die Pflicht sagt: du sollst für deinen Gatten,

für

für den Vater deiner Kinder mehr als für jeden andern Mann empfinden, und die Empfindung einwendet: daß sie keinem Zwang unterworfen seyn könne — in diesem Kampf der Seele ist etwas so bittres, das nur der sich denken kann, der es erfahren hat.

Gott ist mein Zeuge, daß ich bisher alles gethan habe, mich selbst zu beherrschen, und daß vielleicht nur wenig Kenneraugen scharfsichtig genug gewesen sind, in meiner Verbindung nicht ganz die vergnügte Ehe zu finden, von der der Haufe so oft spricht, und wohl gar uns als Beyspiel anführt. So soll es auch ferner seyn. Aber ich fühle daß ich Unterstützung bedarf, und daß Zeiten kommen können, wo die Beruhigungsgründe, die ich mir selbst gesammelt habe, nicht ganz zureichen könnten. Für diese Zeiten erbitt ich mir deinen Rath, unter der Bedingung, über die ich gleich Anfangs mit dir einig ward, wenn du nichts Tadelhaftes in den Klagen einer Unbekannten an einen Unbekannten findest.

Antwort.

Wie könnt ich die Klagen einer edlen Unbekannten tadelhaft finden, da sie selbst in dem Munde einer Bekannten, so geführt, vor jedem Tadel sicher seyn müßten? Auch soll diese edle Unbekannte vor allen Nachforschungen sicher seyn. Beruhigung zu empfangen, und wo möglich Beruhigung zu geben, — das ist das Einzige, warum es uns Beyden zu thun ist. Der Name kann dazu nichts beytragen.

Auch der Fall selbst, von dem die Rede ist, kann hier nichts enthüllen, was verborgen bleiben soll. Denn er ist dir, meine bekümmerte Freundin, mit Hunderten deines Geschlechts gemein. Allein in meiner näheren Bekanntschaft, wüßte ich vielleicht zehn Beyspiele dazu zu finden, und man könnte von jedem behaupten, daß von ihm die Züge entlehnt wären. Die Ehen, die im vollständigsten Sinne des Worts ganz glücklich sind, sind seltne Erscheinungen. Man nennt schon die vergnügt, die gerade nicht

unglück-

unglücklich sind. Ein großer Theil von Menschen ist auch würklich zufrieden, wenn er sich nur nicht elend fühlt. Am seltensten sind Verbindungen, wo Personen von nicht gemeiner Ausbildung des Verstandes und Herzens sich begegnen. Und selbst diese gehen oft eine Zeitlang Hand in Hand, um sich hernach desto unwiederbringlicher zu trennen.

Warum dies so ist — wie diese Schickung mit der Weisheit und Güte der Vorsehung, von der doch alle veranlassende Umstände zuletzt abhangen, bestehen könne — was wir uns zu unsrer Beruhigung zu sagen haben, wenn wir uns zum Glücklichseyn an der unrechten Stelle finden, — das begehrst du zu wissen? Ich fürchte, die einzige Antwort, die ich doch auch nur zu geben weiß, wird dir nicht ganz befriedigend seyn, so bald du einer künftigen Zeit nichts aufzulösen überlassen willst. Prüfe indeß, ob du beruhigende Wahrheit für dich darin findest.

So bald wir die ganze Bestimmung des Menschen auf seine irdische Existenz einschränken, so ist es, wie mich dünkt, unmöglich, bey so unglaublich vielen Widersprüchen, zwischen Anlagen und Gelegenheiten sie auszubilden, zwischen Verdienst und Glück, eine planmäßige Weltregierung darin zu entdecken. Es würde dann in der That das System, die meiste Uebereinstimmung mit dem, was wir täglich erfahren, behaupten, nach welchem alles in der Welt Zufall ist, und höchstens nach gewissen unveränderlichen mechanischen Gesetzen hervorgeht und sich verändert. Wenn aber alles dafür spricht, daß wir hier nur einen Theil unsers Daseyns — sey es nun der erste oder schon einer der späteren — verleben; wenn es höchst wahrscheinlich und höchst vernünftig, wenn es beynah Bedürfniß unsrer Vernunft ist, zu glauben, daß ein mit solchen Kräften ausgestattetes Geschöpf, als der Mensch ist, bey dem Grade von Fähigkeit, sich stets mehr zu vervollkommnen, für eine längere Dauer bestimmt ward, so bliebe es eben so übereilt, in jedem Moment,

oder auch in jedem längeren Abschnitt seiner Dauer, den Plan seiner ganzen Bestimmung, vollendet erkennen zu wollen, als — wie man oft schon gesagt hat, — den Zustand der Raupe, von der Entwicklung zum Schmetterling zu trennen.

Ich kann nicht vermuthen, daß du mit mir über diese Bemerkung verschiedner Meinung seyn werdest. Und so darf ich dann weiter schließen.

Ein jeder Mensch geht also seinen bestimmten **Weg!** In einem gewissen Verstande ist dieser eben so genau vorgezeichnet, als den Sternen ihre ewige Bahn, als der Pflanze ihre Entwicklung, als dem Meere sein Bette und seine Krümmung. **Wider** den Willen des grossen Ordners des Ganzen, der allgemeinen Seele des Weltalls, kann nichts darin geschehn, nichts anders werden, und auch da wo das vernünftige Geschöpf am freysten handelt, da handelt es doch nie unabhängig von jenem obersten Willen. Dieser hält die Faden, an denen zu-

letzt alles hängt, in seiner sichern Hand. Uns dünkt es, wir können diese Faden anziehn und nachlassen, verwirren und entwickeln. Auch können wir dies würklich. Aber nie in dem Grade, daß das Ganze aufhörte von der ewigen Macht und Weisheit abhängig zu bleiben.

Diese Abhängigkeit ist die gewisseste Bürgschaft unsrer Glückseligkeit. Ein Wesen, das als das Vollkommenste für uns gedenkbar zu seyn aufhört, so bald es nicht die höchste Güte mit der höchsten Macht und Weisheit in sich vereinigt, kann nicht wollen, daß irgend etwas den Grad von Vollkommenheit verfehle, dessen es fähig ist, und weniger Glückseligkeit genieße, als es genießen könnte. Aber wohl kann es wollen, daß diese Vollkommenheit auf ganz andern Wegen erworben, diese Glückseligkeit durch ganz andre Mittel gewonnen werde, als wir vielleicht wählen würden. Wohl kann es wollen, daß erst aus scheinbaren Uebeln Freude quelle; erst nach den Geburtsschmerzen der arbeitenden Natur, das vollkommenste Le-

ben

ben gebohren werde. Wohl ist es dieser höchsten Weisheit anständig, von Geschöpfen, denen so viel gegeben ist, auch viel zu fordern, Prüfung auf Prüfung folgen zu lassen, und jeden früheren Zustand zur Reinigung und Läuterung für den folgenden zu bestimmen.

Alles was uns begegnet, ist an sich natürliche Folge der Umstände. Wir sehen immer in den vorhergehenden Erscheinungen und Begegnissen den Grund der folgenden. Aber diese Umstände und ihre ganze Verkettung haben Beziehung auf das, was aus uns werden soll. Sie sind Veranstaltungen einer unsichtbar erziehenden Hand, die uns durch sie ihren Absichten näher bringt.

Diese Absichten sind eben so mannichfaltig als die Menschen selbst. Nur in dem letzten Zweck: **Bildung zur Vollkommenheit**, treffen sie zusammen. Warum diese Verschiedenheit statt findet — warum der eine so viel milder, der andre so viel strenger erzogen wird, warum den einen die Freude, den andern der Schmerz

durch das Leben leitet — das, meine Freundin, das ist das große Räthsel, über dessen Auflösung ich dich an die Ewigkeit verweisen muß. Aber zu unsrer Beruhigung dünkt mich doch, haben wir genug. Man hat oft gesagt, es sey ein elender Trost, dem Unglücklichen zu sagen: Unglück ist deine Bestimmung! Aber wenn der Unglückliche den Begrif **Bestimmung** im ganzen Umfange faßt, wenn er gewöhnt ist, sogleich seiner Seele den zu vergegenwärtigen, von dem diese Bestimmung kommen muß, so ist es der erhabenste Trost, der einem vernünftigen Menschen gegeben werden kann.

Und so scheue ich mich denn nicht, auch dir diesen Trost zu geben. Er würde mich in einer ähnlichen Lage wenigstens mehr beruhigen, als alle die künstlich ersonnenen Vermuthungsgründe, warum gerade dies mein Schicksal gewesen wäre. Einige derselben liegen gleichwohl nicht so gar fern, um sie ganz zu übersehen. Doch eh ich auch sie berühre, vorher noch einige andre Ideen, welche die Lesung deiner Klagen in mir geweckt hat.

Du

Du hast schon selbst gestanden, daß du bey der Vergleichung mit unglücklicheren ünzufrieden mit dir selbst wirst. Eben darum können wir diese Vergleichung nicht oft genug anstellen. Zwar bin ich eben so fest überzeugt, daß auch deine leidende Freundin bestimmt ist, gerade auf diesem Wege vollkommen zu werden, in dieser Schule der Geduld einer herrlichen Wandlung ihres Schicksals, da wo Gott Glück und Tugend gegen einander gleich wiegt, entgegen zu reifen. Aber wie viel mehr Muth, welche männliche Standhaftigkeit, welche bewährte Tugend gehört dazu, in einer solchen Lage — und es ist auch diese nicht ganz selten — nicht zu weichen von seiner Frömmigkeit, sich von dem treuen Hang zur Pflicht nichts scheiden zu lassen. Giebt es doch noch schrecklichere Lagen. Giebt es doch Ehen, in denen die reinste Güte vor Mißhandlungen nicht sicher ist, und wo der grausamste Tod besser wäre, als ein langes Leben voll Quaal. — Erinnerungen an Fälle dieser Art sind ohnstreitig geschickt, uns mäßiger in unsren Klagen zu machen.

Du entbehrst die Würze an dem Mahl des Lebens, aber du darfst doch nicht ganz ungesättigt von diesem Mahl aufstehen. Wer selbst sagt, daß er mit einem tugendhaften, in vielem Betracht achtungswürdigen Gatten verbunden lebt, von ihm geliebt wird, gesunde und hoffnungsvolle Kinder um sich heraufwachsen sieht, der muß nicht sagen, daß ihn die Vorsehung darben läßt.

Du scheinst zu glauben, du dürftest nur etwas anders gebildet seyn, um dich recht wohl in deiner Lage zu befinden. Viele, die etwas weniger Cultur und Verfeinerung des Gefühls hätten, würden sich in deinem Verhältniß so gar glücklich fühlen. Dies mag wohl seyn. Aber möchtest du deswegen alle die Freuden der Erkenntniß, der Geschmacksbildung, alle die erhöhten Vergnügungen, die man nur bey einem sehr veredelten sittlichen Gefühl genießen kann, missen? Möchtest du an die Stelle der schönen Jugendstunden, wo du so froh bey jeder Erweiterung deines Geistes warst, leere Stunden,

in körperlichen Beschäftigungen hingebracht, setzen? Ohne diese Art von Bildung, hättest du ja nicht einmal einen Begrif von diesem allerdings sehr hohen Lebensgenuß, der aus dem Umgang gebildeter Menschen, die sich ganz verstehen, und ganz einander werth sind, entsteht. Du kennst diesen Genuß gewiß nicht bloß aus Büchern. Eine Seele, wie die deine, wird Freunde und Freundinnen gefunden haben, mit denen sie sich vereinigte. Du entbehrst diesen Umgang da, wo du ihn mit Recht am wenigsten entbehren möchtest. Können wir aber alles haben? Und vermindert nicht das schon genossene Gute, immer unsre Ansprüche an das noch zu genießende?

„Du bist nicht an deiner Stelle?“ — Und welches ist denn unsre Stelle? Die, welche uns jedesmal am meisten gefällt? Die wir uns ausgewählt haben würden? Oder die, welche uns der oberste Regent anweiset, weil er erkennt, daß sie für uns die beste ist? Doch wohl die letztere. Wenn wir aus dieser Stelle

nicht jeden Vortheil für uns ziehen, den wir konnten, so ist es unsre Schuld. Die Vorsehung ist unschuldig daran.

Ich habe eine Frau gekannt, die unter die Seltenheiten ihres Geschlechts gehörte. So viel Anlage der Natur, so viel Geisteskraft von der ersten Kindheit bis in die fast höchste Stufe des menschlichen Alters, so viel Verstand mit so viel Lebhaftigkeit der Empfindung gepaart, habe ich nie wieder gefunden. Das ist nicht mein Urtheil allein. — Ich könnte — denn mir war sie mehr! — partheyisch scheinen. Es ist das Urtheil aller die sie näher kannten, und die für die Schätzung eines solchen Charakters Sinn hatten. Ihre Geschichte hat so viel ähnliches mit der deinen, daß ich hoffen darf, sie werde dir nicht unwillkommen seyn.

Ihre Jugend fiel in das zweyte Zehnd des Jahrhunderts. Damals hatten deutsche Töchter es ungleich schwerer, mehr als die gemeinsten Kenntnisse, und was die gute Hausfrau bildet, sich eigen zu machen. Ihre Mutter

las außer der Bibel und dem Gesangbuch kein ander Buch, und schreiben konnte sie wenig oder gar nicht. Ihr Vater war in den Geschäften seines Hofes so verlohren, daß er kaum Augenblicke für seine Kinder behielt, und am wenigsten darauf dachte, eine gelehrte Tochter zu erziehen. Das ward sie auch nie. Aber ihr emporstrebender Geist durchbrach doch alle Hindernisse. Sie wußte sich Bücher zu verschaffen, die sie oft nur halb verstanden wieder weglegen mußte, und die den unersättlichen Durst ihres Geistes nach Erkenntniß, immer mehr reizten als stillten. Ich könnte ein Buch davon schreiben, durch welche Entwicklungen dieser Geist gieng, wie sich alle Kräfte äußerten; wie er die Umstände zwang, statt von ihnen gezwungen zu werden; wie er Tadel und Spott überwand, wie er in den Jahren der Leidenschaft und der Eitelkeit, umgeben von Hofleuten, durch die frühe Nahrung mit fester Speise, vor allen Versuchungen gesichert blieb, sich mit Dunst und Luft zu nähren, oder der Pracht, der Mode und dem Herkommen ir-

gend ein Opfer zu bringen, das die Vernunft gemißbilligt hätte. Es war — sagte sie oft — dies gar kein Verdienst an mir; die Thorheiten, die ich um mich sah, hatten nicht den geringsten Reiz, und man war würklich gerecht genug, das für bloße Sonderbarkeit zu halten, was den Schein von Affectation hätte haben können.

So war sie in ihrem zwanzigsten Jahr, und früher zu einer Geistesbildung gekommen, die sie sich beynah ganz allein zu danken hatte. Dabey war ihr Temperament im höchsten Grade lebhaft, und machte sie der stärksten Leidenschaften empfänglich. Dieser Lebensquell muß unerschöpflich gewesen seyn, denn nah am achtzigsten Jahre strömte er mit jugendlicher Kraft. Bey diesen Anlagen konnt' es nicht fehlen, daß ihr Herz hie und da Verbindungen knüpfte, die zum Theil die Umstände schnell trennten, zum Theil die längere Zeit auflößte. Eine von ihnen ward daurend. Sie ward die Verlobte eines rechtschafnen, geschickten und sie mit Lei-

denschaft liebenden Mannes. Liebe weckte Liebe. Die Verbindung verzog sich drey Jahre. Die Achtung blieb; die Liebe war kalt geworden. Aber das Band ward unzertrennlich geknüpft, und riß erst durch den Tod ihres Gatten, nach beynah dreyßig Jahren. Diese lange Reihe von Jahren — ach! sie war eine lange Reihe von Leiden, die nur ein Geist von dieser Energie ertragen konnte, ohne gebeugt zu werden. Den Werth einer solchen Frau zu schätzen, war der Mann viel zu enges Geistes. Er kannte seine Wissenschaft, aber er war nie über ihre Grenzen gekommen. Frühe Kränklichkeit brachte ihn sehr zeitig um allen Geschmack an Umgang und Geselligkeit. Die geselligste, lebhafteste Frau war verdammt, die fast ununterbrochne Gesellschafterin eines podagrischen Mannes zu seyn. Wo sie auch lebte — sie änderte mehrmals ihren Aufenthalt — da konnte ein so reiner Edelstein, so wenig er auch schimmern mochte, doch von einigen besseren Menschen nicht übersehen werden. Aber was half das ihr? Diese Bemerktheit war genug,

sie noch mehr einzuschränken. Es ward ihr einst sogar versagt, sich mit der vertrautesten ihrer Freundinnen, in ihrer letzten Stunde noch des Wiedersehens zu freuen. Es gab noch härtere Prüfungen. Ich will aber zum Ende eilen.

Alles dies ertrug sie mit einer Geduld, die in einer Feuerseele wie die ihre, in einem Temperament, das von lauter brennbarem Stoff gebildet schien, Ansprüche auf das Verdienst einer Heiligen machen konnte. Es hat nie jemand aufstehen und sagen können, daß sie die kleinste mühvollste Pflicht versäumt, je sich habe ermüden lassen, wenn gleich für die ängstlichsten Bemühungen meistentheils Unzufriedenheit der Lohn war. Sie hat dieser Pflicht Opfer gebracht, die einem so zur Liebe und Freundschaft geschaffenen Herzen die allerschwersten werden mußten; und sie hat nie darüber geklagt; sich selbst der Rechte nie bedient, die ihr niemand hätte streitig machen können. Sie hat Verwandten, Freunden entsagt, um dem, an den

sie

sie einmal unauflöslich gebunden war, nichts zu entziehen, oder auch nur durch einen Schatten, den ohnehin trüben Tag seines Lebens zu verdunkeln. Sie hat ihren Werth vor der Welt verborgen, um nicht etwa jemand, der nichts zu wagen gehabt hätte, zu veranlassen, ihn dem ins Licht zu setzen, der ihn am besten hätte schätzen sollen, und seiner am wenigsten zu achten schien, ob er wohl Verstand genug hatte, ihn nicht ganz zu verkennen.

Und diese geprüfte Dulderin, die nicht bloß, wie meine unbekannte Freundin, entbehrte, die würklich litt, habe ich dennoch unzähligemal mit gerührter Dankbarkeit von den Wegen sprechen hören, die sie die Vorsehung geführt habe. Der Abend ihres Lebens war allerdings heiter geworden. Sie hatte eigentlich zu leben angefangen, wo andre aufhören, und die Vorsehung vergönnte ihr, recht mitten im Genuß einer schönen Freundschaftsstunde, in einem Augenblick aus der Welt zu scheiden. Sie blickte also im hohen Alter auf das Leben zu-

rück, wie man aus dem Hafen auf eine wogende See blickt, wo man von allen Stürmen umhergeworfen war. Sie sprach aber selten von den Stürmen, viel öfter von dem sparsamen Sonnenschein. „Ich habe nichts zu klagen — sie werden mir unvergeßlich bleiben, diese kostbaren Bekenntnisse der durch Leiden Bewährten — Ich habe nichts zu klagen. Es ist mir wohl in der Welt gegangen. Wenn dies Leben das letzte wäre, so würd' ich dennoch nicht Ursach haben, mich zu beschweren. Denn des Guten war viel mehr als des Bösen. Ich habe lernen müssen, mir meine liebsten Wünsche versagen. — Die schönen Träume meiner Phantasie haben sich in traurige Erfahrungen verwandelt. — Den ganzen Vorrath meiner Empfindungen, deren ich mich Gottlob nie zu schämen gehabt hatte, habe ich in mein Herz zusammendrängen müssen. — Aber das alles ist gut für mich gewesen. Es hat mir doch immer das wenige, was ich gelernt hatte (sie hielt es für unglaublich wenig, und es war so ungewöhnlich viel) wohl gethan; und die Gewöhnung

nung meiner Vernunft, über alles nachzudenken, und Schein von Wahrheit zu unterscheiden, hat mich oft in den trübsten Stunden unterstützt, und mir Kraft gegeben, das als Thorheiten zu verlachen oder zu verachten, was mich sonst vielleicht niedergebeugt hätte. — Ich kann nicht dafür stehen, daß ein glücklicheres Leben mich weit weg vom Ziel getrieben hätte, das ich nun nie ganz aus dem Gesicht verlohren habe. Aus diesem glühenden Herzen, dem kein Opfer zu schwer gewesen wäre — was hätte nicht ein Verräther an meiner Tugend aus ihm machen können! Wenn mich meine Ehe nicht glücklicher gemacht hat, so hat sie mich doch vielleicht besser gemacht."

Verzeih meiner Gesprächigkeit! Ach ich berührte einen Gegenstand, dessen ich nie vergessen kann, dessen Anschauen und Bewundern in das Innerste meiner Natur verwebt ist:

Späte Thräne, die heute noch floß, verrinn
mit den andern
Die ich Ihr weinte. —

Könnte nun dies nicht auch der Fall mit dir seyn, edle Unbekannte! Könnte nicht dein moralischer Charakter, gerade in dieser Lage, die dir itzt drückend ist, seiner Vollkommenheit gewisser entgegen reifen? Geduld, Selbstbeherrschung, Ergebung in den Willen Gottes, Zufriedenheit — dies alles sind Tugenden, die man um keinen Preis zu hoch erkaufen kann.

Das Vertrauen, dessen du mich würdigst, giebt mir ein gewisses Recht, dich noch auf einige Fragen aufmerksam zu machen.

Ich bin weit entfernt mit manchen neueren Schriftstellern die Geistescultur des weiblichen Geschlechts für so gefährlich zu halten, als sie sie uns beschreiben, oder mit andern den ganzen **Werth** des Weibes bloß nach ihrer Fähigkeit zu bestimmen, Kinder zu gebähren, zu säugen, zu warten und für die täglichen Nahrungsbedürfnisse des Mannes mit Kenntniß zu sorgen; — nicht daß ich dies alles für Kleinigkeiten hielte — denn es hat großen Theil an dem häuslichen Glück — aber weil ich mich nicht

nicht überreden kann, daß diese achtungswürdige Hälfte der Menschheit um so viele Stufen unter der andern stehen, und so wenig Ansprüche auf Geistesfreuden machen sollte, die von Geistesbildung unzertrennbar sind. Indeß darf ich doch auch nicht leugnen, daß gerade diese Vorzüge vielen würklich gefährlich geworden sind; daß sie zu sehr den Werth des Mannes nach dem Geschmack gemessen haben, den er für diese oder jene ihrer Lieblingsbeschäftigungen, ihrer Lieblingslectüren, ihrer Lieblingsideen oder Phantasien äußerte, und daß sie zu spät durch traurige Erfahrungen lernen mußten, daß mancher, den sie vernachläßigten, weil er nicht genug feine Bildung in ihren Augen hatte, sie glücklicher gemacht haben würde, als der, für welchen ihr betrognes Herz entschied. Wer mag sagen, er würde vor diesen Verirrungen sicher gewesen seyn? Und ist es da nicht besser, einen Gatten zu haben, den man, wie manches ihm auch fehle, doch achten und dankbar lieben kann?

Ob nicht auch durch entgegenkommende Gefälligkeiten, noch manches in diesem Verhältniß besser werden könnte? Man erwartet leicht in solchen Fällen alles von dem andern Theil, und zu wenig von sich selbst. Ich kann nicht urtheilen, ob du darin gefehlt hast. Ich weiß nur, daß es sehr leicht geschieht, daß zu viel Beschäftigung mit Lectüre, und was damit zusammenhängt, auch billige Männer ein wenig ungerecht dagegen machen, und den Grund zu dem Kaltsinn legen kann, der hernach so schwer wieder vergessen wird. Die Klugheit würde es da sogar rathen, zurückhaltend zu seyn; zu verbergen, was durch Verborgenheit nur mehr gefällt; den Neigungen des Mannes, an den man sich einmal für ein ganzes Leben gebunden hat, sich, wo es irgend geschehen kann, anzubequemen; auch wohl der Langenweile dabey nicht zu achten, so bald man sich ihm verbindlich machen, und auf diesem Wege den Eingang zu seinem Herzen leichter finden kann.

Auf diese Art ist schon so manche Ehe, wenn nicht gerade glücklich, doch vergnügt geworden. Die volle Uebereinstimmung der Seelen, die ganze gegenseitige Mittheilung der Empfindungen, wird freylich durch nichts bewürkt werden können, so bald sie nicht natürlich ist. Aber um froh zu leben ist sie auch nicht unentbehrlich, wenn wir unsre Ansprüche nicht übertreiben. Du wirst gewisse feinere Gefühle, gewisse höhere Geistesbeschäftigungen für dich allein behalten, oder mit andern Freunden theilen müssen. Betrachte sie wie eine fremde Sprache, die dein Gatte nicht gelernt hätte, die du aber deswegen nicht aus deinem Gedächtniß würdest verlieren wollen, weil du sie mit ihm nicht sprechen kannst.

Und so meine Freundin, fahre fort deiner Pflicht zu leben, und suche in diesem Bewußtseyn deine beste Beruhigung. Je mehr deine Verbindung sich durch gegenseitige Liebe befestigen, je mehr sie sich in euren Kindern begegnen wird, je mehr die durch sie sich meh-

renden häuslichen Sorgen dich an dein Haus binden werden, je mehr du endlich das unverkennbare Gute deiner Lage, das du selbst eingestehst, nicht zu gering anschlagen wirst, desto mehr wird auch deine Zufriedenheit zunehmen.

Der Pfirsichbaum.

Für Eltern und Erzieher.

An einem schönen Augustabend, wo die frühere Dunkelheit die sanfte Majestät des Vollmonds erhöhte, und den Genuß der Lieblichkeit der ganzen Natur verlängerte, fand Philotas seinen Freund Theokles einsam in seinem Garten, den Kopf auf eine Rasenbank gestützt. Zwar hieß ihn Theokles willkommen, aber es war nicht der Ausdruck in seiner Stimme, der den Kommenden so ganz sicher macht, daß die Nothwendigkeit und Sitte auch nicht den kleinsten Antheil daran habe. Philotas kannte diesen Ausdruck zu gut, um ihn nicht zu vermissen; aber er glaubte es sey freundlicher, es unbemerkt zu lassen, und dem Freunde eine Verlegenheit zu ersparen. Und so behielt er seinen natürlichen Ton. Der Abend war so schön, sagte er, und ich wußte daß du ohne Gesellschaft warst, daß ich es mir nicht versagen konnte, ihn mit dir zu genießen. Uns Geschäftsleuten ist das doppeltes Bedürfniß,

weil wir ohnedem selten genug dazu kommen, und wenn es uns auch die Zeit erlaubte, doch so oft in unsrer Seele etwas ist, das zu diesem Genuß nicht stimmt.

Das könnte wohl heute mein Fall seyn, lieber Philotas! Da du diesen Zustand aus Erfahrung kennst, so darf ich wenigstens auf deine Nachsicht rechnen.

„Oder ich auf die deine. Denn in solchen Fällen ist man lieber allein. Aber ich will es mich doch nicht gereuen lassen, daß ich kam. Man vergißt zuweilen in Gesellschaft, was man einsam nicht vergessen hätte. Auch vermochte ja wohl eher die Stimme der Freundschaft etwas über dich, wenn du traurig warst."

Du wirst lächeln, Philotas, wenn du hörst, daß dieser Pfürsichbaum, vor dem du stehst, mich in diese traurige Stimmung gebracht hat. Aber es ist oft eine Kleinigkeit, die Erinnerungen und Ideen in uns weckt, die unserm Herzen sehr nah liegen, und durch die uns eigentlich

der

der nächste Gegenstand rührend wird, vor dem wir sonst kalt vorübergegangen wären.

„Dieser Pfürsichbaum also?“ —

War unter allen Bäumen meines kleinen Gartens, am treusten von mir gepflegt, weil er so viel versprach; hatte mir so viel Stunden gekostet, setzte auch dies Frühjahr so volle Blüthen an, und nun — sieh ihn an — er läßt sein Laub schon fallen, und wird den Herbst nicht erleben. So ists Philotas, mit unsrer Gärtnerey. Wo wir das meiste hoffen, da sehen wir uns oft am bittersten getäuscht. Unbewacht, ungewartet, allen Stürmen bloß gestellt, gedeiht mancher Baum gerade am besten, und aus den sorglosesten Erziehungen sieht man zuweilen die besten Menschen hervorgehn.

„Und was folgt nun weiter daraus?“

Daß es vielleicht mit allen unsern künstlichen Versuchen, Menschen zu bilden, nicht viel bedeutet, und daß eben daher das Geschäft, das wir treiben, das undankbarste aller Geschäfte sey.

„Sagt das derselbe Theokles, der mit solchem Enthusiasmus dies Geschäft übernahm; der so oft mit jener liebenswürdigen Heftigkeit über die Vernachläßigung desselben eiferte? Derselbe Theokles, der mir mehr als einmal mit dem Ausdruck innigster Freude, Jünglinge vorgeführt hat, in denen er die Frucht seiner Arbeit schon reifen sah? Seit wenn diese unerwartete Veränderung?“

So ganz dürfte sie dir doch nicht unerwartet seyn. Du mußt, fürcht ich, schon geraume Zeit bemerkt haben, daß meine Hofnungen nicht mehr so zuversichtlich, und meine Freuden über guten Anschein nicht mehr so laut und unvermischt gewesen sind. Jene Zeiten, von denen du redest, waren die Zeiten der Phantasie. Itzt sind die Zeiten der Erfahrung gekommen.

„Und was sind denn das für Erfahrungen, die dich so muthlos gemacht haben?“

Sie sind viel und mannichfaltig. Wenn du Geduld hast, so höre mich, und fürchte nicht,

daß

daß ich übertreibe. Man übertreibt wahrlich nicht, wenn man lieber überall unrecht haben und widerlegt seyn möchte.

„Ich bin eben so bereit zu hören, als voll Wünsche dich wo möglich zu beruhigen.“

Mit der sichern Erwartung, daß man durch Wohlwollen und Güte alles ausrichten könne, übernahm ich mein Amt. Ich erinnerte mich aus meiner eignen Kindheit und Jugend, daß bey mir nur die Behandlungsarten mißlangen, die etwas hartes und rauhes hatten. Dies fand ich auch meinen nachfolgenden Speculationen über die menschliche Natur sehr angemessen. Aber ich sah mich bald betrogen. Nur zu oft waren Vorstellungen im väterlichsten Ton gegeben, vergebens. Der rauhere Ton war das einzige Mittel, das übrig blieb, wenn ich zum Zweck kommen wollte. Das schon machte mich traurig um die menschliche Natur, in der ich so gern das angebohrne Vorrecht der Vernunft immer geehrt, und nie einen Augenblick Zwang an die Stelle der Gründe gesetzt hätte. In-

deß

deß ich gewöhnte mich nach und nach daran. Mein schönes Ideal von der Unschuldswelt, von der Welt der Liebe und Eintracht, worin ich unter Kindern und Jünglingen leben würde, war zwar verschwunden. Ich sah, daß alle Arten von Leidenschaften und Irthümern schon den Weg in dies Paradies gefunden hatten. Indeß fühlt ich mich nur dadurch wieder um so mehr zur Thätigkeit gespornt, diesen Feinden entgegen zu arbeiten.

„Idealisirt hatte also doch Theokles, und wer idealisirt, der muß immer erwarten, Erfahrungen wie die deinen zu machen! Die menschliche Natur ist gewiß nicht so schlimm, als sie uns manche beschreiben; aber sie ist auch nicht so gut als sie andre ausgeben. Sie muß erst gut werden, und um dies zu werden, muß sie viel Hindernisse überwinden, viel Kräfte anwenden. Das hattest du vermuthlich aus der Acht gelassen. Daß das Kind und der Jüngling selbst, nicht immer die Vernunft hört, und daß man wohl gar durch Zwang und Leiden ihm

zur

zur Wahl seines eignen Vortheils bringen muß, das hätte dich eigentlich nicht traurig machen sollen, wenn du anders nicht auch darüber traurig werden willst, daß das Kind erst wankt und gleitet, eh es sicher gehen lernt, und daß es sich oft mit Gewalt von der leitenden Hand losreißt, bis es durch Schaden lernt, daß es ihrer bedarf. Ich kann wenigstens in dieser Ungeduld gegen alles was Zwang heißt, nichts als den mächtigen Trieb nach Freyheit und Selbstständigkeit wahrnehmen, der die Natur des Menschen nicht erniedrigt sondern veredelt. Indem ich hart mit dem Menschen verfahren muß, weil ich sein Bestes will, und itzt noch besser als er selbst verstehe, was sein Bestes ist, muß ich doch die Kraft in ihm achten, die sich mir entgegenstämmt, und hoffe daß er sie einst nur da brauchen wird, wo man seinem Besten entgegenarbeiten will. An deinem Ideal hatte offenbar die Phantasie zu viel Theil, und solche Ideale mögen immerhin der Wahrheit weichen.“

Ich fand mich, fuhr Theokles fort, auch bald darein. Ich forderte weniger von dem Kinde, etwas mehr von dem Jüngling. Aber auch da sah ich mich noch oft in meinen viel mäßigern Erwartungen getäuscht. Das Zeugniß darf ich mir geben, daß ich mit den Fehlern der Jugend höchst nachsichtig ward, äußerst selten bösen Willen, in den meisten nur Schwäche sah, daß ich keine Stunden sparte, wo ich glaubte durch Bitten, Warnen, Zureden, Gutes stiften zu können. Wahrer konnte man nicht lieben als ich liebte. Es war kein Verdienst; mein Herz drang mich, und würde mich beunruhigt haben, wenn ich weniger gethan hätte. Auch forderte ich für dies treue Bemühen nichts zurück, als — Vertrauen und Liebe. Liebe hat nur Liebe zum Lohn. Und doch, Philotas, mußte ich so oft dieses Lohns entbehren. Das schmerzte tief. So für gar nichts weiter gehalten zu werden, als für einen gemeinen Tagelöhner, der für Geld sein Geschäft treibt, für Geld ermahnt und warnt, allenfalls etwas für Ruhm thut — o es ist bitter

ter dies erfahren zu müssen. Nenn es Eitelkeit, es sey dir dennoch gestanden, daß die Bemerkung, mich andern nachgesetzt zu sehn, die nicht die Hälfte von dem thaten, nicht die Hälfte von dem empfanden, was ich mir bewußt seyn durfte, die Bitterkeit vermehrte. Ich sah oft meine Freundschaft der kleinlichsten Schmeicheley aufgeopfert. Ich sah meine reinsten Absichten verkannt, ach vielleicht die wärmsten Ergüsse eines treuen Herzens dem Gelächter fröhlicher Gesellschafter Preis gegeben. Das hatt' ich nicht von Jünglingsseelen erwartet. So, glaubt ich, könne sie erst die Welt verderben. Urtheile selbst, ob solche Erfahrungen meinen Muth stärken konnten, und ob ich nicht wie aus einem Traum erwachen mußte, wenn ich sie mit dem verglich, was ich von der Lage des Erziehers erwartet hatte, den ich mir ja so ganz als Vater unter seinen Kindern vorstellte.

Du hattest also wohl nie Beyspiele gesehen, daß auch Väter nicht sicher von diesem Schicksal sind; daß auch Elternliebe oft in den Kindern

dern ihres Herzens den Gram ihres Alters erzieht! — Doch wer möchte dir abstreiten wollen, daß gerade dies die bittersten Erfahrungen sind, die man machen kann? Sie sind auch mir nicht fremd geblieben, als ich in einer ähnlichen Lage war. Von drey Jünglingen, die ich mit einer Sorgfalt erzog, deren ich mich nie schämen darf, ward gerade der, an dem mein Herz an meisten hieng, der Undankbarste. Von ihm hatt' ich alles gehoft; für ihn hatt' ich alles gethan; von ihm litt ich am meisten. Der andre ward mittelmäßig in allem; ein einziger hat ganz erfüllt, was ich von allen hoffte, und von ihm beynah am letzten erwartete. Ich kenne sie also recht wohl, diese Stunden der Wehmuth, wo man es sich doch endlich gestehen muß, daß man sich getäuscht hat; die man freylich oft schon lange vorher ahndet, wenn so mancher Zug zum Vorschein kommt, der in keiner edlen Seele vorkommen kann, aber noch immer Entschuldigungen zu finden weiß, weil man sie sucht. Endlich lernt man auch dieses ertragen, und es fehlt dem, der nur nicht zu schnell

schnell müde wird, nicht an Gründen sich auch darüber zu beruhigen.

„So laß mich doch diese Gründe hören, Philotas; denn ich gestehe dir, daß ich Beruhigung sehr nöthig habe, wenn ich nicht ermüden soll.“

Was mich beruhigt hat, das bin ich von Herzen bereit dir mitzutheilen. Sieh ob es gleiche Würkung bey dir thut.

Ich hatte schon viel gewonnen, als ich etwas richtiger — so dünkt' es mich wenigstens — über Menschenschicksal und Menschenbestimmung denken gelernt hatte. Wir sind gewöhnlich im Anfang allzugeneigt, jeden Menschen denselben Gang gehen zu lassen, oder nur einen Weg für möglich zu halten, auf dem er zum Ziel der Vollkommenheit gelangen könne. So bald wir denn finden, daß er diesen verfehlt, so geben wir die Hofnung auf, daß er ihn je wieder finden werde. Der eine soll wie der andre in unsre Schulform passen. Weil er darein nicht paßt, ist er für uns verloh-

ren. Wenn es so wäre — was sollten wir denn von der Menschheit, und dem endlichen Schicksal so vieler Millionen denken, denen es Lage, Erziehung, Temperament, Umstände unmöglich machen, gerade die Linie zu treffen, die wir für die nächste zu dem gemeinschaftlichen Punkt, der alles vereinigen soll, halten? So kann es **eben darum** nicht seyn! So viel in der Entwicklung und Vervollkommnung des Menschen sein eigen Werk seyn muß, eben so viel hängt doch auch von jenen äußern Umständen ab, die lediglich das Werk der Vorsehung sind, und die sie als eben so viel Erziehungsmittel für ihn vereinigt hat. Ich kann diese Erziehungsmittel selbst in dem nicht verkennen, was an sich für den Menschen zuerst gefährlich wird, aber ihn desto mehr hinterher lehrt auf seiner Hut zu seyn, und seine Schwäche nicht zu übersehen.

„Aber wie kann dies eigentlich beruhigen?“

So fern wenigstens, daß ich nur bey dem Mißlingen meiner Versuche, ein Kind, einen

Jüng-

Jüngling, wofür ich mich interessire, zu bilden, beklagen muß, daß meine Arbeit mißlang, aber noch nicht, daß er nun auf immer unglücklich werden muß. Und dies letztere sollte uns doch eigentlich das wichtigere seyn, ob wir wohl sehr auf unsrer Hut seyn müssen, daß es nicht das erstere sey. Ich werde dann freylich den Sohn der Schmerzen mit Betrübniß ansehn. Ich habe dich, werd ich denken, zum guten und glücklichen Menschen machen wollen, aber du hast nicht — gewollt — oder gekonnt. Es wird andrer Uebungen bedürfen, um dich zu deiner Bestimmung zu führen. Andre Hände werden früher oder später, glücklicher als die meinen seyn. Und wenn auch diese wieder vergebens arbeiten sollten, so werden vielleicht schwere Leiden und Prüfungen thun, was die sanftere Erziehung nicht vermochte.

„Dies ist allerdings etwas — und zugleich ein trefliches Präservativ vor dem Egoismus.“

Und eben deshalb desto mehr werth, mein Freund! Diesen indeß in uns niederzuschlagen, giebt es noch viele andre Betrachtungen. Sollten wir uns denn wohl würklich einbilden können, immer die besten Mittel zu wählen, um unsre Anvertrauten zu bilden? Sollte bey unserm besten Willen, sich nicht sehr viel Uebereilung, Vorurtheil, Schwäche oder auch Eigensinn, in unsre Behandlungsart mischen? Wie oft haben wir selbst die Bemerkung gemacht, daß so manche Eltern, die in der Liebe zu ihren Kindern unübertreffbar schienen, gleichwohl die nächste Ursach ihres Verderbens wurden. Sollten uns denn allein keine Menschlichkeiten begegnen? Schon dies muß uns immer etwas verdächtig seyn, wenn wir mehrere zu erziehen haben, daß unser Herz sich nun gerade zu einem oder dem andern so ausschließend hingezogen fühlt. Es mag sehr natürlich, sehr menschlich seyn; aber es bleibt deshalb doch unvollkommen, so lange wenigstens, als wir uns nicht ganz genaue Rechenschaft geben können, durch nichts als wahre Vorzüge des Geistes

stes und Herzens, nicht durch das gefallendere Gesicht, nicht durch die schönere Form, auch nicht durch die Ausdrücke der Ergebenheit gegen uns allein, in unsrer Vorliebe geleitet zu werden. Daß dies so oft der Fall ist, darin liegt der wahre Grund, warum man sich in den Lieblingen seines Herzen so oft betrogen sieht. Sie waren gar nicht das, konnten für den Unbefangnen gar nicht die Hofnungen erwecken, die unsre Phantasie ihnen andichtete.

„Du hast eine Saite berührt, **Philotas**, zu der leider auch meine Erfahrung anspricht. Und auch das hat mich oft höchst unzufrieden mit mir selbst gemacht.“

Diese Unzufriedenheit ist **nützlich**, so bald sie uns vorsichtiger macht. — Aber laß auch den Fall anders seyn, laß uns von aller Vorliebe und Anhänglichkeit frey, bloß jeden erzogen haben, wie es uns das zweckmäßigste schien — wie viel Fehler können nicht noch immer begangen werden? O es ist die schwerste Aufgabe, und sie mag in manchen Fällen

fast unauflöslich seyn, jedem Menschen in jeder Lage gerade die Eindrücke zu geben, die zu seiner innern Vervollkommnung die wohlthätigsten sind. Man müßte, um da nie zu fehlen, so oft ganz in das Innere des Zöglings schauen, so ganz seine Art zu denken, zu empfinden, zu urtheilen zu der seinigen machen können, um hier in der Wahl der Gründe und der Veranstaltungen nicht fehl zu greifen. Wir machen oft einen großen Aufwand, wo wir weit wohlfeiler zum Zweck kommen könnten. Wir verderben durch unsre Umständlichkeit, durch unsre Künsteleyen nicht selten weit mehr, als wir bessern. Wir setzen den Jüngling dadurch in Verlegenheiten, in denen er aus Unbeholfenheit größere Fehler begeht, als die, welche wir bessern wollten.

„Eine feine Lobrede auf die Erziehungskunst!"

Mein Tadel träfe doch eigentlich nur die Künstler, nicht die Kunst. Indeß wirst du mich auch nicht unbereit finden, dir zu gestehen,

stehen, daß ich von dieser Kunst die hohe Meinung nicht haben kann, die manche, die sie, mehr aus der Speculation als durch die Erfahrung kennen, von ihr gefaßt haben. Ich bin fest überzeugt, daß Erziehung sehr viel thun kann. Aber ich weiß auch, daß sich ihr so unendlich viel Hindernisse in den Weg werfen, daß so viele Menschen, die nimmer ein Geist und ein Herz beleben kann, zu der Erziehung mitwürken müssen, daß sie gerade von denen, die sie am meisten fördern sollten, so unglaublich vernachläßigt oder verkehrt angewendet wird — daß doch immer der höheren Erziehung der Vorsehung das meiste überlassen bleiben muß.

„Das nun alles zugegeben, Philotas, — sage mir, wie willst du mich dadurch beruhigen? Du hast mich unruhiger gemacht; du hast mich nur lebhafter fühlen lassen, daß ich an sehr vielen mißlingenden Versuchen wohl am meisten selbst Schuld seyn mag, daß wohl mancher besser eingeschlagen wäre, wenn man ihn andern Händen übergeben hätte!“

Dies alles, mein Freund, kann nur um so viel beunruhigen, als wir Ursach finden, den Mangel an gutem Willen in uns zu vermissen. Und dann ist ja diese Beunruhigung heilsam. Das kann aber dein Fall nicht seyn. Ich kenne, und wer kennt nicht mit mir, deinen Eifer für das allgemeine Beste? Deine Aufopferungen für deine Pflicht und für die, denen du dich gewidmet hast? Ich weiß es ja, du würdest einen Theil deiner eignen Ruhe, und deiner ganzen Glückseligkeit daran geben, wenn du die Lieblinge deines Herzens dadurch vor Gefahren sichern, und wahrhaft glücklich machen könntest. Wie könnte es dir bey diesem Sinn an gutem Willen fehlen? Dieser giebt uns allein unsern Werth. Wie unrichtig würden wir den Menschen schätzen, wenn wir auf die Wagschaal seines Verdiensts nichts weiter legen wollten, als was er würklich bewürkt und ausgerichtet hat. Wie viele große Gedanken, wie viele wohlthätige Plane, wie viele reine Empfindungen und Bestrebungen des Wohlwollens, wie viele heiße Wünsche für Menschenbeglükkung,

kung, sind gerade das, was so manche schöne Seele, die von der Welt unbemerkt bleibt, am meisten verherrlichet! Und dies sollte darum nicht gelten, weil eine besondre Fügung des Schicksals es unmöglich machte, daß von diesem allen nichts zur That werden konnte? Das Schärflein der Witwe, die eben so gewiß und eben so gern Summen für die leidende Menschheit verwendet hätte, wenn sie reich gewesen wäre, soll nicht mehr als ein Schärflein wägen? Nein, mein Freund, so urtheilt der nicht, von dessen Urtheil eigentlich nur unser wahrer Werth abhängen kann.

Das mußt du auch dir genügen lassen, wenn die Würkung deiner Bemühungen lange nicht so groß ist, als sie nach deiner Absicht seyn sollte. Dein Wille hat doch nichts verschuldet. Dieser Wille ist nicht bloßer Wunsch geblieben. Du hast alle Mittel aufgeboten, so weit sie in deiner Gewalt waren. Daß sie dennoch nicht anschlugen — darin unterwirf dich der Vorsehung. Daß vielleicht du selbst Fehler in ih-

rer Anwendung begiengst, darin erkenne deine Endlichkeit und Schwäche, und verlaß dich wieder auf den, der aus allen unsern Fehlern Gutes zu bringen weiß.

Verlangst du noch mehr, als die Gewißheit, den Beyfall des höchsten und des besten Wesens verdient zu haben, wie ihn ein Mensch verdienen kann? Du möchtest auch Dank, auch Liebe derer, um die du Verdienst hast. Beydes wäre süß. Aber am Ende — dieser Dank, diese Liebe, ist ja doch nur noch die unvollkommne Empfindung unausgebildeter Seelen. Den Mann kann nur der Mann schätzen. Der Mann kann nur einen Mann zum Freunde haben. Wohl mancher, der itzt mehr kindisch als undankbar ist, wird wissen wer du ihm warst, wenn er erst wird zum Manne gereift seyn.

Gieb auch endlich die Hofnung nicht zu früh auf. Mancher Saame liegt kaum einen Tag, so keimt er. Ein andrer will Monden und Jahre haben. Viel, sehr viel Würkungen blei-

ben immer zurück, wo gut gehandelt wird. Sie verlieren sich in dem großen Ganzen vor unserm Auge, aber sie selbst gehen nicht unter.

„Du hast mir sehr wohlgethan, Philotas, durch deine Rede. So ist es denn wohl wahr, was der Dichter sagt, und was sich mir erst neulich bey der ersten Lesung unauslöschlich eindrückte:

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle, Welle fort.
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug wenn Welle Welle trieb
Und Würkung ohne Namen blieb.

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt,
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleußt.

Schön ists von allen anerkannt,
Sich allgeliebt zu sehn,

Doch

Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bey Verdienst Unsichtbarkeit.

„Und bey Verdienst Unsichtbarkeit — sagte Philotas mit inniger Rührung und verhaltenen Thränen, umarmte seinen Freund, und schied von ihm.

An Arete.

Wenn es so ist, Arete, so kann ich freylich nicht versuchen dich zu überzeugen, daß dein Loos glücklich fiel. Freudenlos und kummervoll deine Jugend, dein nächster Zustand eigentlich unglücklich, dein itziger mehr scheinbar glücklich, so manche Aussicht, wovon dein edles Herz Entschädigung gehoft hatte, verschwunden — nein du hast recht, das ist nicht das Loos, das man sich wünschen, oder bey dem man immer heiter seyn kann.

Aber dennoch vergönne mir zu sagen, daß es nicht nur unzählige giebt, die bey dem Tausch mit dir sich auf dem Gipfel des Glücks dünken würden, sondern daß eine Zeit kommen wird, wo du nicht mehr wünschen wirst, daß dir ein andres Loos gefallen seyn möchte. Auch bey dir find ich, wie bey so vielen ähnlichen Fällen, meine Zweifel, warum es die Vorsehung so wollte, am leichtesten gelößt, so bald ich darin ihre erziehende Hand sehe, die

diesen Weg zur Vollendung ihres Werks zu führen, für den besten gehalten hat.

Es muß dir selbst nicht schwer werden, schon hier vieles darin begreiflich zu finden. Du hast so viele Stunden dem ernsten Nachdenken über dich gewidmet, daß es dir nicht entgangen seyn kann, wie viel in uns ist, das ohne eine gewisse Zucht, unter der uns Widerwärtigkeiten gehalten haben, anders seyn würde.

Du bist in einem Stande, in dem es sehr schwer ist, Schein von Wahrheit abzusondern, und das Schimmergold des Rangs, und des Reichthums nicht höher zu schätzen, als es würklich werth ist, gleichwohl dahin gekommen, dich von der gemeinen Denkungsart sehr zu unterscheiden. Die Eitelkeit schleicht vergebens um dich herum, dich in ihr Netz zu ziehen, und die Meinung der Welt muß sich erst eine sehr strenge Prüfung gefallen lassen, eh sie die deinige werden soll. Dies hat dir eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, die nicht deine Freunde allein in dir verehren, sondern die

dich

dich dir selbst werther machen, und in manchen Stunden des Trübsinns schadlos halten muß. Ob du eben dahin gekommen wärst, ohne so manche wohlthätige Leiden, ob ein Schicksal, das den Wünschen deines Herzens ganz entsprochen hätte, dir nicht wie so vielen andern gefährlich werden konnte — dies wird deine eigne Bescheidenheit am wenigsten entscheiden wollen.

Du hast mir oft gesagt, Arete, daß du gelernt habest, deines Willens Herr zu werden, und es ist ein altes wahres Wort, wer seines Muthes Herr sey, der sey mehr als wer Städte gewinne. Diese Kraft bist du deiner Lage schuldig. Du hast in ihr die menschlichen Dinge anders beurtheilen, die thörichten Einfälle vieler Menschen als Thorheiten ansehn, und sie zu unwichtig finden gelernt, um dich durch sie außer Fassung setzen zu lassen. Was schwächere Seelen um ihre Ruhe bringt, das lässest du an dir vorübergleiten, bist so willig zum Nachgeben wo es nicht der Mühe werth wäre

zu

zu streiten, und wo doch viele so lang und umsonst streiten würden. Dies alles ist das Werk deiner ausdaurenden Tugend, die in der Schule der Widerwärtigkeiten bewährt ist.

Auch das engste Verhältniß, worin du lebst, kann bey deiner Art zu denken nicht das glücklichste seyn. Zwo Seelen, wovon die eine stets in Gefahr ist von dem Firniß der Menschen und Dinge geblendet, ihren wahren Gehalt zu übersehen, die andre sich gewöhnt hat nur um so eher mißtrauisch zu werden, je mehr sie von dem Firniß gewahr zu werden glaubt, können nicht zusammenstimmen, wenn sie gleich gegenseitig noch immer viel an einander finden können, was Achtung erwirbt, und vor Trennungen sichert. Sollte aber die Vorsehung nicht gerade solche Verbindungen da verfügen, wo ein größeres Glück dem einen oder dem andern Theil zu schwer gewesen wäre zu ertragen? Es giebt Männer, deren Grundsätze vielleicht noch weit weniger werth sind, als die Denkungsart derer, die mehr an den Thorheiten

als

als an den Lastern der großen Welt hängen, die aber weit weniger Blößen geben, die weit schwerer zu erforschen sind, die dabey etwas sehr gefallendes und einnehmendes haben können, und eben dadurch für gute Seelen, die nur ihr Bild in andern sehen, sehr gefährlich werden können. Den Vorurtheilen des schwachen und vielleicht mit unter eitlen Weltmanns auszweichen, sie wenigstens nicht bewundern, ist so schwer nicht. Aber wo Klugheit, Männlichkeit, Geistesstärke mit Weltsinn verbunden sind, da ist es eine schwere Aufgabe, nicht in diese Schlingen gezogen zu werden. Da ist viel zu fürchten von des Geliebten Beredtsamkeit, mehr von seiner Liebe, alles von der eignen.

Denke, Arete, die Vorsehung, an die du so fest glaubst, hat dich vor Gefahren wie diese bewahren wollen. Sie hat dich überall eigne Wege geführt. Es hat dir jede Art von Ausbildung und Vervollkommnung schwer werden sollen. Auch die Erhaltung deines reinen Tugendsinnes bist du manchem Opfer schuldig, das

du hast bringen müssen. Jedes dieser Opfer erhöht seinen Werth.

Und wenn dir selbst die Genugthuung versagt ist, so viel Gutes um dich her zu thun als du möchtest; wenn du bey dem öftern Gefühl, nicht glücklich zu seyn, nicht einmal in dem Bewußtseyn des Glücklichmachens oft genug Ersatz findest, so wisse, daß doch selbst dieser Wille schon einen hohen Werth hat. Wie viel du würklich von deinen menschenfreundlichen Wünschen erfüllt sehn sollst, hängt von einer höhern Schickung ab. Aber diesen Wünschen selbst keine Grenzen zu setzen, und auch darin schon die Freuden des Wohlthuns halb genießen, ist dein Werk. Nicht bloß der Augenblick, wo eine gute That gebohren wird, auch der Augenblick des Empfangens hat durch das Gefühl, ihrer empfänglich zu seyn, etwas sehr beglückendes. Und das ist ein Genuß Arete, den dir doch kein Schicksal, und wenn dich noch viel traurige erwarten sollten, rauben kann. —

Ueber den Luxus als Veranlassung verminderter Lebensfreuden.

Ich bin nicht der einzige, sagte Philotas einst in einer Gesellschaft, wo er wuste, daß es vielleicht frommen könnte, der die Bemerkung macht, daß der Frohsinn unter uns, wie sehr es auch anders scheinen mag, mehr abnimmt als sich mehrt. Die Sorge hat sich zuverläßsig in vielen Familien häuslich niedergelassen, wo man vormals nichts von ihr wuste. Und in dieser Gesellschaft können die Lebensfreuden nicht lange ausdauern.

Davon lassen sich viele Ursachen anführen, die alle mitwürken. Nicht die unbedeutendste ist zuverläßig die, daß wir dem Luxus zu viel nachgeben.

Ich weis sehr wohl, welch ein unbestimmtes Wort ich gebraucht habe. Luxus kann alles werden, und dasselbe Ding kann wieder Spar-

samkeit für den einen seyn, was für den andern Verschwendung wäre. Darum bin ich auch nicht für die eben so gewöhnlichen als unbestimmten Declamationen gegen den Luxus, und verkenne die gute Seite gar nicht, die nur der verkennen kann, der es übersieht, wie viel Thätigkeit, Indüstrie, Geschmack, Erfindungskraft durch ihn befördert ist. Aber soll man deswegen die andre Seite ganz unbemerkt lassen? Soll man für der Uebertreibung geistiger Thätigkeit, für diesem Luxus der Seele warnen, und dem Jüngling rathen dürfen, selbst diese edlere Betriebsamkeit in Schranken zu halten, und nur wenn von sinnlichen Befriedigungen die Rede ist, keine Grenzen anerkennen? —

Wo die Grenze ist, das läßt sich allerdings in dem einzelnen Fall besser sagen, als durch eine allgemeine Regel ausdrücken. Aber sollte nicht doch die Probe ziemlich sicher seyn, wenn wir untersuchten, ob das, was man Luxus nennt, und was sehr unschuldig seyn, was die Freuden

und

und den Genuß des Lebens sehr erhöhen kann, anfange, gerade für diesen Genuß gefährlich zu werden?

Das wird so häufig der Fall unter uns, und wem seine eigne Ruhe, wem die Ruhe seiner Freunde lieb ist, der sorge bey Zeiten, daß diese neue Quelle des Kummers, deren es ja ohnehin schon so viele giebt, nicht geöffnet werde."

Man wünschte daß sich Philotas näher erklären möchte, und er fuhr fort:

„Jede zu gefällige Nachgiebigkeit gegen den Luxus, hat wenigstens zwey Uebel zur unausbleiblichen Folge; unverhältnißmäßigen Aufwand und Entfernung von Häuslichkeit. Durch beydes will man Lebensgenuß erringen, und durch beydes bringt man sich darum, schneller als man es glaubt.

„Durch den Aufwand, der ohne Rechnung mit dem, was man leisten kann, gemacht wird, vermehrt man allerdings die Dinge, die das

Leben angenehmer machen. Man kleidet sich geschmackvoller, man wohnt bequemer und schöner, man ißt, man trinkt besser, man giebt den Sinnen mannichfaltigere Befriedigungen; man theilt dies alles mit andern; man gewinnt also auch scheinbar an den Freuden der Geselligkeit. Wenn man aber die Stunden dieses Genusses mit Tagen, Monaten, endlich vielleicht Jahren, wo die Nahrungssorge — eine der drückendsten von allen Sorgen — an uns zehrt, erkaufen muß, kauft man nicht viel zu theuer und ohne Verstand? Dann schweigt die Stimme der Freude der Gesellschafter, die das alles was sie bey uns finden, bewundern und sich wohl behagen lassen. Aber davon redet oft die Stimme der Gläubiger und mahnt in unfreundlichen Tönen die Schuld ein. Dann werden die wichtigen und unentbehrlichen Bedürfnisse des Hauses sichtbar, die keinen Aufschub mehr leiden, weil man sie schon immer aus dem Gesichte geschoben hat, um sich nur an seinem Vergnügen nichts abbrechen zu dürfen. Und dann fehlt es nun an den Mitteln dies alles

herbey zu schaffen, weil sich das Vermögen so gar nicht mit dem erhöhten Aufwande vermehrt hat.

„Man hat sehr richtig bemerkt, daß unsre Väter uns vielleicht in gewissen Stücken an Aufwand und Pracht übertroffen haben. Die Anschaffung dessen, was sie zum Wohlleben rechneten, kostete würklich viel; allein wenn man bedenkt, wie lange dies wenigstens in den mittlern Ständen — eben da, wo itzt der Luxus am gefährlichsten wird — vorhielt, wie viel seltner mit den Moden vormals gewechselt ward, so war dabey sicher ein großer Gewinn, in Vergleichung der Ausgabe, die unsre leichten gar nicht dauerhaften Moden nach sich ziehen, mit denen man aus Ton und aus Nothwendigkeit so oft wechseln muß. Der Luxus jener Zeit konnte nur für einen sehr geringen Theil von Menschen verführend werden. Er war also weniger verderblich. Der unsrige, der das Geld bey kleinen Summen wegnimmt, der

 sich

sich eben daher unter allen Ständen verbreitet, der ist es desto mehr. *)

„Eben so gewiß geht dadurch **Häuslichkeit** verlohren. Einer der schönsten Triebe im Menschen, der Trieb zur Geselligkeit wird durch die unweise Befriedigung gefährlich. Der Aufwand, den man eingeführt hat, muß ja bemerkt werden. Alle die Erfindungen des Luxus müssen ja Bewunderer haben. Man muß also seinen Kreis erweitern; man muß viele Menschen sehen; sich vielen andern Menschen mittheilen; man muß anfangen ein **Haus** zu machen, wenn man auch in dem wahrern Sinn s e i n **Haus** dabey verlieren sollte. Man sah sich vormals auch, aber man sah sich mit weniger Aufwand. Es war kein Wetteifer da, sich gegenseitig zu übertreffen. Auf größere Familienfeste oder Vergnügungstage freute man sich Monate vorher, wenn man itzt schon am

Mor-

*) M. s. den lesenswürdigen Aufsatz von H. Brandes, über den verminderten Sinn des Vergnügens" im May der Berliner Monatsschrift 1790. besonders S. 460.

Morgen jedes Tages darauf denkt, was morgen seyn werde. *) Dieses zerstreute mit Kosten verbundene Leben halten freylich viele Familien des Mittelstandes nicht lange aus. Aber selbst da, wo man dies fühlt, nimmt sich doch wenigstens der Mann das Recht sein Haus zu verlassen, und es wird ja nicht blos in großen Städten, wo es Bedürfniß seyn mag, es wird schon in kleinen Landstädten reichlich für öffentliche Häuser (Resourcen, weil der Quell

*) Sehr schön und sehr wahr sagt H. Brandes in dem angeführten Aufsatz: „In älteren Zeiten gab es mehrere große Vergnügungspuncte, auf die man sich im voraus freute und an die lange nachher noch gedacht ward. Itzt will man täglich genießen, darum genießt man selten oder nie. Wenn Kinder an jedem Abend Weihnachtsgeschenke erhielten, der Baum mit Lichtern würde auch bald für Kinder seinen Reiz verlieren. Wäre Jahr aus Jahr ein Karneval, wer würde alsdann die Karnevalslustbarkeiten theilen? Unsre Vorfahren schmauseten an festlichen Tagen: Unsre Reichen thun das itzt Mittags und Abends mit ungleich geringerer Freude. Die Oekonomie des Vergnügens wird von denjenigen am wenigsten verstanden, die solche am meisten anwenden sollten.

der Hausfreuden versiegt ist; Harmonien, weil im Hause Disharmonie wohnt) gesorgt, wo er seine Abende zubringen kann, die er vordem in dem Schoos seiner Familie lebte. Dadurch hört er nach und nach auf, Freude an seinem Weib und Kind zu haben, und so wird, da ja dies andre bemerken, da sie wahrnehmen müssen, daß Weib und Kind ihm oft eine Last sind, der ehelose Stand immer allgemeiner, mit dem wahrlich die wahren Lebensfreuden in der Welt sich nicht vermehren können."

„Wem die Menschheit lieb ist, der muß es mit Bedauern ansehn, daß auf diesem Wege für so viele gute Menschen das Leben verlohren geht. Und doch gesteh ich gern, daß die Versuchungen sich mehr oder minder dahin zu verirren, ungemein groß sind; daß viel Standhaftigkeit, viel Gewöhnung nach festen Grundsätzen zu handeln dazu gehört, nicht von der Gewalt der Beyspiele fortgerissen zu werden. Laßt uns, meine Freunde, ehrlich gegen uns selbst seyn! Ist nicht vielleicht schon mancher

aus unserm Kreise einen Schritt weiter gegangen als er sollte? Die Furcht zurück zu bleiben, etwas weniger zu haben, etwas weniger zu glänzen, das Urtheil vermuthen zu müssen, daß es in diesem und jenem Hause doch besser als bey uns seye — hat sie uns nie zu Ausgaben verleitet, die, wenn sie uns gerade noch keine Sorgen machen, doch wenigstens besser angewandt uns reinere Freuden gewähren konnten?

O diese reinen Freuden des Hauses, diese glückliche Freyheit von Sorgen, diese Unbefangenheit, wenn der Mann der Frau, und die Frau dem Mann dreist ins Gesicht sehen darf, ohne darin Vorwürfe über begangene Thorheiten zu lesen, sie können durch keine vorübergehende Befriedigungen des Modetons und des Modegeschmacks aufgewogen werden! Es ist ein ganz andrer Genuß, bey der frugalen Mahlzeit, bey dem einfachen Familienfest, bey den wohlfeilen Naturfreuden, — so lang man das Bewußtseyn in sich hat: das ist alles mein

was ich genieße. Kein Gläubiger macht Ansprüche an mich. Keiner aus der Gesellschaft denkt, dies ist unbezahltes Gut. Keine Gattin härmt sich über den Ausgang dieser Art zu leben. Kein Kind darf einst seufzen, warum verschwendeten meine Eltern und vergaßen mich? Kein Armer geht traurig diese Thür vorüber, weil er doch schon weis, daß selbst die vom Tische fallenden Brosamen lieber Hunden als Menschen gegeben werden.

Laßt uns einen Bund machen, Freunde, bey diesem Sinn zu bleiben, und wer sich schon davon entfernt hat, der kehre in diesen Bund zurück! Es ist nicht die Rede allein von Sparsamkeit, Mäßigkeit, nicht die Rede vom Vermehren des Eigenthums — es ist die Rede von unsrer ganzen Glückseligkeit, in gewissem Verstande selbst von unsrer Tugend. Jene geht bey den unüberlegten Opfern, die wir dem Luxus bringen, gewiß, diese sehr oft verlohren. Es ist ein seltenes Glück, wenn man sie aus dem Schiffbruch seines ganzes irdischen Wohlstan-

standes rettet. Gemeiniglich glaubt sich der, welchen die Thorheiten der Moden herunter gebracht haben, in der Nothwendigkeit, jedes Mittel zu ergreifen sich und die Seinen wieder zu retten, und so verliert er außer der Beruhigung Klug, zugleich die wichtigere Beruhigung Recht gehandelt zu haben. Und was haben wir zuletzt davon? Das Bedauern der Weiseren und Rechtschaffneren. Das Hohnlachen derer, die entweder unsre guten Tage theilten, oder uns neideten, daß sie es uns nicht gleich thun konnten, und nun in ihrem spöttischen: das hat man wohl gedacht! Genugthuung für ihre Demüthigungen finden.

Zurück, zurück, meine Freunde, zur alten Einfalt der Sitten! Zurück zu den Freuden des Hausvaters und des Ehemanns! Selbst die Bitterkeiten, die sich zuweilen darein mischen, sind wohlthätiger, als die Lust, die uns immer nur außer uns leben läßt.

Ueber die Gleichgültigkeit gegen die Welt, als Folge harter Schicksale.

Fragment eines Briefes.

— Auch das will ich dir nicht abstreiten, daß harte Schicksale uns nach und nach sehr gleichgültig gegen die Welt machen können. Es ist ja nichts natürlicher, als daß man, wenn man sich sehr oft in seinen Wünschen betrogen, sehr oft seine schönsten Plane vereitelt sieht, endlich beynahe aufhört Wünsche zu haben und Plane zu entwerfen, mißtrauisch gegen den Ausgang und verzweifelnd an seinem Glück wird. Selbst die Gewohnheit trägt hier vieles bey. Wie der Körper Schmerzen, so wird die Seele Widerwärtigkeiten gewohnt. Sie fängt an zu glauben, daß die Welt im Grunde ein Sammelplatz von Uebeln ist, und fügt sich drein, sie so zu nehmen, wie der Galeerensclave endlich seine Ruderbank und seine Fesseln nimmt.

Aber dies ist doch eigentlich nicht die Stimmung, die man sich zu wünschen hat. Die Vernunft hat zu wenig, die Tugend gar keinen Theil daran. Die Seele hat sich blos leidend dabey verhalten, sie ist dadurch schwächer geworden.

Es giebt allerdings eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, die zu dem großen Gewinn gehört, den wir von widrigen Begegnissen erwarten dürfen. Die Ruhe unsrer Seele nimmt mit ihr ab und zu. Wer es von sich erhalten könnte, zuletzt gar nicht mehr von der sichtbaren Welt abhängig zu seyn, der müßte ohnstreitig zu jenem hohen Seelenfrieden kommen, über den die Stoiker und die Mystiker, obwohl in sehr verschiednen Ausdrücken, so viel Erhabnes gesagt haben. Dies ist bey dem steten Sonnenschein des Glücks nicht zu hoffen. So lange es uns in der Welt immer wohl geht, fesselt uns alles an sie. Unsre Wünsche sind erfüllt, unser Herz ist befriedigt; wir finden keine Ursach uns nach etwas anderm umzusehen, worin es auch Befriedigung finden

könn-

könnte, weil wir noch nicht ahnden, daß jenes vielleicht in wenig Tagen nicht mehr unser seyn werde. Aber nun wendet sich unser Geschick. Die Blüten unsrer Hoffnungen auf die Zukunft fallen ab, und was wir besessen hatten wird uns entrissen. Was es auch seyn mochte, woran unser Herz am festesten hieng, Reichthum, Ehre, Macht, Ansehn, oder auch Menschen die wir liebten — es erscheint uns nun doch alles, wie ein unsicherer Besitz, und wir lernen aus der Vergänglichkeit aller Dinge, daß die Kunst zu entbehren für den armen Erdenmenschen eine der unentbehrlichsten ist.

Diese Weisheit, mein Freund, diese Unabhängigkeit von allem was vergänglich ist, — o sie ist ein wünschenswürdiger Zustand, und drückt auf die Seelen, die sich bis zu ihr hinaufgearbeitet haben, den Stempel eines hohen Werthes. Sieh den Weltling an, der noch mit ganzer Seele an dem was irdisch ist hängt; den die Puppenspiele der Mode und der Eitelkeit so ganz hinnehmen, daß er nichts außer

ihnen

ihnen für wichtig halten kann; oder, wenn er auch über diese Kleinigkeiten weg gekommen ist, den die Jagd nach Ehre, nach Reichthum, nach Gewalt Tag und Nacht keine Ruhe läßt, und doch, wenn er nun sein Ziel erreicht hat, so wenig Befriedigung gewährt; sieh ihn an, und vergleiche dann mit ihm den **Weisen**, durch welche Principien er es auch geworden sey, wo du ihn auch findest in der Stoa oder in einer **Brüdergemeine**. Wie er sich selbst genug ist, wie er auf alles was die sichtbare Welt hat, gerade wie auf Kinderspiele, die etwas gefälliges haben, aber den **Mann** nicht füllen können, herabsieht. Wie er sich los gemacht hat von allen den kleinen Fesseln, die die würdigste Thätigkeit des Geistes hemmen! Wie er die Lust der Welt mit gleicher Ruhe kommen und verschwinden sieht! Und wie er dabey — weil er weis, daß dieser Sinn nicht der Erwerb eines Augenblicks, sondern der Gewinn vieler Jahre ist, — doch die übrigen Menschen, die noch nicht auf dieser Stufe stehen, mild beurtheilt, nicht vergessend, daß er

einst selbst auf ihrer Stufe stand. Wo diese Weisheit mit echter Religion verbunden ist, wo sie nur das vollkommen findet, was mit dem vollkommensten Wesen Aehnlichkeit hat, da ist sie der höchste Triumph der menschlichen Natur.

Aber mich dünkt, mein Freund, du bist noch nicht auf diesem Wege. Du sprichst zwar viel von Gleichgültigkeit gegen die Welt. Es ist aber die Sprache dessen, der mit ihrer Einrichtung unzufrieden ist, der statt über sich selbst zu zürnen, daß er zu viel von ihr erwartete, mit der Einrichtung der Dinge, im Grunde also mit der Vorsehung zürnt.

Der schlimmste Erfolg davon ist, daß man unthätig wird. Dies wird der wahre Weise nie. Seine Thätigkeit ist wohlgeordneter; er arbeitet langsamer, um sichrer zu arbeiten; er verliert sich nicht in unausführbaren Planen. Aber er möchte um alles kein überflüßiges Rad in der großen Maschine seyn. Unthätigkeit ist in solchem Fall die Tochter

unsers Stolzes und unsrer Eitelkeit, so wie sie sonst das Kind der Trägheit ist. Oft vereinigt sich beydes, um sie uns annehmlich zu machen, und uns dabey wohl noch gar zu täuschen, daß wir die wahren Weisen wären. —

Erinnerungen an Abgeschiedne.

Es ist bitter, und dennoch süß, zu gedenken der Geliebten, die einst mit uns lebten, und nun ach! unwiederbringlich für uns dahin sind.

Wenn uns die Erinnerung an das, was sie uns waren, was sie uns noch werden konnten, unvorbereitet ergreift, wenn sie uns mit allzu treuer Hand die Bilder der genossenen Freuden zurück ruft, dann wird es freylich trübe in unsrer Seele, und wir empfinden stärker, was wir nun verlohren, als was wir einst genossen haben. Je enger die Bande waren, die uns vereinigten, je inniger die Verschwisterung unsrer Seelen, je seliger die Stunden, wo wir in ihren Armen, an ihrer Seite unser Leben so sanft hinfließen sahen, desto schmerzender wird das Gefühl, daß nun dies alles nie wieder kommen, nie wieder so seyn wird, wie es war, und wie wir gewollt hätten, daß es ewig seyn möchte. Selbst das, was

jene Freuden, da sie noch unser waren, unvollkommen machte, vielleicht zu Zeiten unterbrach, ist dann wie weggetilgt aus unserm Gedächtniß. Die lichte Seite strahlt uns allein in das Auge; der Schatten ist verschwunden.

Mit uns selbst werden wir unzufrieden. Uns scheint es — und oft mag es auch wohl mehr als Schein seyn — wir hätten sie nicht so genützt, ihres Umgangs nicht so viel genossen, ihnen unsre Gesinnungen nicht so an den Tag gelegt, wie wir nun wollten, wenn wir sie mit unsrer Sehnsucht zurückrufen könnten. Es sollte ganz anders seyn! Sie sollten es nun erst recht an uns bemerken, wie werth sie unserm Herzen, wie es alles für sie zu thun bereit wäre. Wenn uns nur noch eine Stunde mit ihnen zu seyn vergönnt würde, welchen unaussprechlichen Werth sollte sie für uns haben.

Das sind die Gefühle unsers Herzens, und warum sollten wir uns ihnen nicht überlassen?

 Auch

Auch die Schmerzen der Sehnsucht gehören in das Gemälde unsers Lebens, das durch diesen Schatten erhöht und verschönert wird. Wer von dem allen nichts weis, der weis auch von vielen andern Empfindungen nichts, die unsre seligsten Stunden schaffen können.

Nur soll die Wehmuth, daß sie uns entrissen sind, an denen unsre Seele hieng, doch auch unser Auge nicht zu sehr trüben, um des Guten ferner gewahr zu werden, das uns durch ihren Besitz zu Theil geworden ist. Wir wollen dahin arbeiten unsre Herzen in die ruhige Fassung zu bringen, in der man die vergangenen Zeiten noch einmal in süßer Erinnerung lebt, wie man die Zeichnungen durchblättert, die man von den schönsten Gegenden, wo es einem wohl gieng, aufgenommen hat. Man möchte freylich wieder da seyn, eben auch so freut man sich dennoch, daß man einst da gewesen ist.

Wie sehr das Herz auch geblutet hat,

wenn hier ein Riß, und dort ein Riß geschah, wenn man so ohnmächtig zur Hülfe am Lager der Geliebten stand, wo der unbezwingliche Tod dem theuren Leben ein Ende gemacht hatte, und nun das letzte, letzte Verstummen gekommen war, — dennoch, wer würde die abgeschiednen Freunde lieber ganz entbehrt haben, um nur diesen Schmerz nicht zu fühlen? Es mußte doch einer früher dahingehn? Warum mit Gott rechten, daß wir nicht die frühern waren? Es mußte doch das Ende kommen? Warum mit dem Geber so vieler kostbaren Stunden, karg und ungenügsam um eine Stunde mehr handeln? Warum nicht gleich, wenn auch die Natur von der Gewaltsamkeit solcher Trennungen in ihrem Innersten erschüttert ist, willig sagen, was man ja doch zuletzt sagen muß: **Zeuch hin in Frieden! Gotts Wille geschehe!**

O ihr Vorangegangenen, wie viel ist mir durch euch geworden! Welche unvertilgbare Spuren eures Daseyns blieben in meiner Seele

zurück. Daß ich mit euch lebte, von euch lernte, an euch mich spiegelte, das hat einen Theil meines itzigen Selbst gebildet. Darum Preis und Anbetung dem, der uns verband, der uns, wenn es nützlich ist, wieder verbinden wird.

Wohl wäre es tröstend für den, der noch am Staube zurückbleibt, wenn er nur die leiseste Ahndung hätte, wohin ihr gegangen seyd. Dies ganz in einander leben, und dann auf einmal — dies plötzliche auseinander gerissen seyn, nicht eine Spur des würksamen Geistes mehr übrig zu sehn, nicht den leisesten Laut der Liebe und des Andenkens mehr zu hören, daran gewöhnt sich das Herz am schwersten. Aber auch daran muß es sich gewöhnen, weil es der große Vollender aller seiner Werke also bestimmt hat.

Vollendung ist eure Bestimmung, muß eure Bestimmung seyn. Auf welchem Wege, in welchen Räumen, durch welche neue euch

auf=

aufgethane Schöpfungen, das mag unser blöbes Auge nicht entdecken. Aber auch dies nur zu wissen, muß mir genügen. Ich will schweigen und anbeten, wo ich nicht begreifen kann.

Genuß und Erndte ist überall Folge der Arbeit und Aussaat. Auch ihr werdet genießen und erndten — ihr alle, die mein Herz in diesem Augenblick der bittersüßen Erinnerung sich nennt — vor allen du, seliger Geist, dem ich näher als jedem andern verwandt war, durch dein mächtiges Würken auf meine Seele, durch den ich alles ward und bin, der in mir leben wird, so lang ein Lebensfunke in mir glimmt. Weise und still genoßest du dies erste Leben durch Wohlthun und Forschen nach Wahrheit! Geräuschlos wie deine Tugend war dein Weggehn aus der sichtbaren Welt, wie der Freund von den Freunden geht, die er nicht drücken will durch die Quaalen des Abschieds. Es war schnelles Verschwinden. Ach! ihm folgte das bittre Entbehren. Nun wandelt es

sich

ſich in ſanftes Erinnern. Wenn wird dies ſich aufloͤſen in ewiges Wiederſehn?

Ombra cara, ſe intorno t'aggiri
Deh ricevi gli eſtremi ſospiri
Del afflitto e dolente mio cor.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niemeyer, August Hermann, 1754-1828

Philotas Ein Versuch zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden

Bd.: 3

Carlsruhe (1792)

P.o.germ. 1208-153
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117855-8
VD18 90430107